

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbjahres à 90 Pfennig.

Unterm Birnbaum.

Von Th. Fontane.

(Schluß.)

17.

Gradschek, sonst mäßig, hatte mit den Andern um die Wette getrunken, bloß um eine ruhige Nacht zu haben. Das war ihm auch geglückt, und er schlief nicht nur fest, sondern auch weit über seine gewöhnliche Stunde hinaus. Erst um acht Uhr war er auf. Male brachte den Kaffee, die Sonne schien ins Zimmer, und die Sperlinge, die das aus den Häckseltäden gefallene Futter Korn aufspickten, flogen, als sie damit fertig waren, aufs Fensterbrett und meldeten sich. Ihre Zwitschertöne hatten etwas Heitres und Vertrauliches, das dem Hausherrn, der ihnen reichlich Semmelkrume zuwarf, unendlich wohl that, ja, fast war's ihm, als ob er ihren Morgengruß verstände: „Schöner Tag heute, Herr Gradschek; frische Luft; alles leicht nehmen!“

Er beendete sein Frühstück und ging in den Garten. Zwischen den Buchsbaum-Abatten stand viel Rittersporn, halb noch in Blüthe, halb schon in Samentapseln, und er brach eine der Kapseln ab und streute die schwarzen Körnchen in seine Handfläche. Dabei fiel ihm, wie von ungefähr, ein, was ihm Mutter Zeischle vor Jahr und Tag einmal über Farnkraut samen und Sich-un-sicht-bar-machen gesagt hatte. „Farnkraut samen in die Schuh gestrent . . .“ Aber er mocht' es nicht ausdenken und sagte, während er sich

auf eine neuerdings um den Birnbaum herum angebrachte Bank setzte: „Farnkraut samen! Nun fehlt bloß noch das Licht vom ungebornen Lamm. Alles Altweiberschwaß. Und wahrhaftig, ich werde noch selber ein altes Weib . . . Aber da kommt sie . . .“

Wirklich, als er so vor sich hinredete, kam die Zeischle zwischen den Spargelbeeten auf ihn zu.

„Dag, Gradschek. Wie geht es? Se künmen ja goar nich mihr.“

„Ja, Mutter Zeischle, wo soll die Zeit herkommen? Man hat eben zu thun. Und der Ede wird immer dummer. Aber setzen Sie sich. Hierher. Hier ist Sonne.“

„Nei, loatens man, Gradschek, loatens man. Id sitt schon so veel. Awers Se möten sitten bliwen.“ Und dabei malte sie mit ihrem Stock allerlei Figuren in den Sand.

Gradschek sah ihr zu, ohne seinerseits das Wort zu nehmen, und so sahr sie nach einer Pause fort: „Joa, veel to dohn is woll. Wihr joa gisten wedder Klock een. Kumiße kunn woll wedder nich los foamen? Den kenn' ich. Na, sien Vader, de oll Kumiße, wihr ook so. Man blot noch en beten mihr.“

„Ja,“ lachte Gradschek, „spät war es. Un denken Sie sich, Mutter Zeischle, Klock zwöf oder so herum sind wir noch fünf Mann



„Der Kriegl's!" Nach dem Delgemälde von Hermann Dever.

hoch in den Keller gestiegen. Und warum? Weil der Ede nicht mehr wollte."

"Nu, süß eens. Un worümm wull he nich?"

"Weil's unten spule. Der Junge war wie verdreht mit seinem ewigen 'et spökt' und 'et grappicht'. Und weil er dabei blieb und wir unsre Bowle doch haben wollten, so sind wir am Ende selber gegangen."

"Nu, süß eens," wiederholte die Alte. "Hätten em fall'n 'ne Kunstschell gewesen."

"Wollt' ich auch. Aber als er so da stand und zitterte, da konnt' ich nicht. Und dann dacht' ich auch . . ."

"Ach wat, Gradschek, is joa all dumm Tüg . . . Un wenn et wat is, na, denn möt' et de Franzos sim."

"Der Franzose?"

"Joa, de Franzos. Kudens moal, de Ihd' geht hier so'n beten dahl. He moak woll en beten rutscht sim."

"Rutscht sim", wiederholte Gradschek und lachte mit der Alten um die Wette. "Ja, der Franzos ist gerutscht. Alles gut. Aber wenn ich nur den Jungen erst wieder in Ordnung hätte. Der macht mir das ganze Dorf rebellisch. Und wie die Leute sind, wenn sie von Spul hören, da wird ihnen ungemütlich. Und dann kommt zuletzt auch die dumme Geschichte wieder zur Sprache. Sie wissen ja . . ."

"Woll, woll, id weet."

"Und dann, Mutter Jesche, Spul ist Unsinn. Natürlich. Aber es giebt doch welche . . ."

"Joa, joa."

"Es giebt doch welche, die sagen: Spul ist nicht Unsinn. Wer hat nu Recht? Nu mal heraus mit der Sprache."

Der Alten entging nicht, in welcher Pein und Beklemmung Gradschek war, weshalb sie, wie sie stets zu thun pflegte, mit einem „ja“ antwortete, das ebenso gut ein „nein“, und mit einem „nein“, das ebenso gut ein „ja“ sein konnte.

"Mien leew Gradschek," begann sie, "Se wullen wat weten von mi. Joa, wat weet id? Spöt! Gewen moal et joa woll so wat. Un am Em' oof wedder nich. Un id segg' immer, wihr sich jrult, för den is et wat, und wihr sich nich jrult, för den is et nix."

Gradschek, der mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt war, nickte zustimmend, während die sich jetzt plötzlich neben ihn sitzende Alte mit wachsender Vertraulichkeit fortfuhr: "Id will Se wat seggen, Gradschek. Man möt man blot kourasch hebben. Un Se hebben joa. Wat is Spöt? Spöt, dat's grad so, as wenn de Müüf knabbern. Wihr immer hinhürt, na, de slöppt nich; wihr awers so bi sich seggen deiht, 'na, worümm fall'n se nich knabbern,' de slöppt."

Und bei diesen Worten erhob sie sich rasch wieder und ging, zwischen den Beeten hin, auf ihre Wohnung zu. Mit einem Mal aber blieb sie stehn und wandte sich wieder, wie wenn sie was vergesen habe. "Hürens, Gradschek, wat id Se noch seggen wull, un' Line kümmt oof wedder. Se hett gistern schreven. Wat mienens? De wihr so wat för Se."

"Geht nicht, Mutter Jesche. Was würden die Leute sagen? Un is auch eben erst ein Jahr."

"Woll. Awers se kümmt oof ihst um Martini 'rüm . . . Und denn, Gradschek, Se brufen se joa nich gliets frien."

18.

"De Franzos is rutscht," hatte die Jesche gesagt und war dabei wieder so sonderbar vertraulich gewesen, alles mit Absicht und Berechnung. Denn wenn das Gespräch auch noch nachwirkte, darin ihr vor länger als einem Jahr ihr sonst so gesügiger Nachbar mit einer Verleumdungsklage gedroht hatte, so konnte sie, trotz alledem, von der Angewohnheit nicht lassen, in dunklen Andeutungen zu sprechen, als wisse sie was und halte nur zurück.

"Verdammt!" murmelte Gradschek vor sich hin. "Und dazu der Ede mit seiner ewigen Angst."

Er sah deutlich die ganze Geschichte wieder lebendig werden, und ein Schwindel ergriff ihn, wenn er an all das dachte, was bei diesem Stande der Dinge jeder Tag bringen konnte.

"Das geht so nicht weiter. Er muß weg. Aber wohin?"

Und bei diesen Worten ging Gradschek auf und ab und überlegte.

"Wohin? Es heißt, er liege in der Ober. Und dahin muß er . . . je eher je lieber . . . Heute noch. Aber ich wollte, dies Stück Arbeit wäre gethan. Damals ging es, das Messer sah mir

an der Kehle. Aber jetzt! Wahrhaftig, das Einbetten war nicht so schlimm, als es das Umbetten ist."

Und von Angst und Unruhe getrieben, ging er auf den Kirchhof und trat an das Grab seiner Frau. Da war der Engel mit der Fackel und er las die Inschrift. Aber seine Gedanken konnten von dem, was er vorhatte, nicht los und als er wieder zurück war, stand es fest: "Ja, heute noch . . . Was du thun willst, thue bald."

Und dabei sann er, wie's geschehn müsse.

"Wenn ich nur etwas Farnkraut hätt'. Aber wo giebt Farnkraut hier? Hier wächst ja bloß Gras und Gerste, weiter nichts, und ich kann doch nicht zehn Meilen in der Welt herum-lustigiren, blos um mit einem großen Busch Farnkraut wieder nach Hause zu kommen. Und warum auch? Unsinn ist es doch."

Er sprach noch so weiter. Endlich aber entsann er sich, in dem benachbarten Gusewer Park einen ganzen Wald von Farnkraut geschn zu haben. Und so rief er denn in den Hof hinaus und ließ anspannen.

Um Mittag war er zurück, und vor ihm, auf dem Rücksitz des Wagens, lag ein riesiger Farnkrautbusch. Er kratzte die Samentörchen ab und that sie sorglich in eine Papierkapsel und die Kapsel in ein Schubfach. Dann ging er noch einmal alles durch, was er brauchte, trug das Grabstei, das für gewöhnlich neben der Gartenhür stand, in den Keller hinunter und war wie verwandelt, als er mit diesen Vorbereitungen fertig war.

Er pfiß und trallerte vor sich hin und ging in den Laden. "Ede, Du kannst heute Nachmittag ausgehn. In Gusewer ist Rahmarkt mit Karouffel und sind auch Kunstreiter da, das heißt Seiltänzer. Ich habe heut Vormittag das Seil spannen sehn. Und vor acht brauchst Du nicht wieder hier zu sein. Da nimm. Das ist für Dich, und nun amüüre Dich gut. Und is auch 'ne Wasselbude da, mit Bierbier und Punsch. Aber hüßlich mäsig, nich zu viel; hörst Du, keine Dummheiten machen."

Ede strahlte vor Glück, machte sich auf den Weg und war Punkt acht wieder da. Zugleich mit ihm kamen die Stammgäste, die, wie gewöhnlich, ihren Platz in der Weinstube nahmen. Einige hatten schon erfahren, daß Gradschek am Vormittag in Gusewer gewesen und mit einem großen Busch Farnkraut zurückgekommen sei.

"Was Du nur mit dem Farnkraut willst?" fragte Kunide.

"Anpflanzen."

"Das wuchert ja. Wenn das drei Jahr in Deinem Garten steht, weißt Du vor Unkraut nicht mehr, wo Du hin sollst."

"Das soll es auch. Ich will einen hohen Jaun davon ziehn. Und je rascher es wächst, desto besser."

"Na, sieh Dich vor damit. Das ist wie die Wasserpest; wo sich das mal eingenistet hat, ist kein Auskommen mehr. Und vertreibt Dich am Ende von Haus und Hof."

Alles lachte, bis man zuletzt auf die Kunstreiter zu sprechen kam und an Gradschek die Frage richtete, was er denn eigentlich von ihnen geschn habe?

"Bloß das Seil. Aber Ede, der heute Nachmittag da war, der wird wohl Augen gemacht haben."

Und nun erzählte Gradschek des Breiteren, daß der, dem die Truppe jetzt gehöre, des alten Kolter Schwiegersohn sei, ja, die Frau nenne sich noch immer noch dem Vater und habe den Namen ihres Mannes gar nicht angenommen.

Er sagte das alles so, wie wenn er die Kolters ganz genau kenne, was den Delmüller zu verschiedenen Fragen über die berühmte Seiltänzerfamilie veranlaßte. Denn Springer und Kunstreiter waren Quaasens unentwegte Passion, seit er als zwanzig-jähriger Junge mal auf dem Punkte gestanden hatte, mit einer Kunstreiterin auf und davon zu gehn. Seine Mutter jedoch hatt Wind davon gekriegt, ihn in den Milcheller gesperrt und den Direktor der Truppe gegen ein erhebliches Geldgeschenk veranlaßt, die „gefährliche Person“ bis nach Keppen hin voranzuschicken. All das, wie sich denken läßt, gab auch heute wieder Veranlassung zu vielfachen Redereien und um so mehr, als Quaas ohnehin des Vorzugs genöß, Stichblatt der Tafelrunde zu sein.

"Aber was is das mit Kolter?" fragte Kunide. "Du wollest von ihm erzählen, Gradschek. Is es ein Reiter oder ein Springer?"

"Bloß ein Springer. Aber was für einer!"

Und nun fing Gradschek an, eine seiner Hauptgeschichten zum Besten zu geben, die vom alten Kolter nämlich, der Anno 14 schon sehr berühmte und mit in Wien auf dem Kongress gewesen sei.

„Was, was? Mit auf dem Kongreß?“

„Versteht sich. Und warum nicht?“

„Auf dem Kongreß also.“

Und da habe der König von Preußen (denn Kolter sei ein geborner Preuße gewesen) zum Kaiser von Rußland gesagt: „Höre, Bruderherz, was Du von Deinem Stiglichkeid auch sagen magst, Kolter ist doch besser. Parole d'honneur, Kolter ist der erste Springer der Welt, und was ihm auch passieren mag, er wird sich immer zu helfen wissen.“ Und als nun der Kaiser von Rußland das bestritten, da hätten sie gewettet, und wäre bloß die Bedingung gewesen, daß nichts vorher gesagt werden solle. Das hätten sie denn auch gehalten. Und als nun Kolter halb schon das zwischen zwei Thürmen ausgespannte Seil hinter sich gehabt habe, da sei mit einem Male, von der andern Seite her, ein anderer Seiltänzer auf ihn losgekommen, das sei Stiglichkeid gewesen, und seine Minute mehr, so hätten sie sich gegenüber gestanden und der Russe, was ihm auch Keiner verdienen könne, habe bloß gesagt: „Alles perdu, Bruder; Du verloren, ich verloren.“ Aber Kolter habe bloß gelacht und ihm was ins Ohr geflüstert, einige sagen einen frommen Spruch, andre aber sagen, es sei was Unanständiges gewesen, und sei dann mit großer Anstrengung und Geschicklichkeit zehn Schritte rückwärts gegangen, während der Andre sich niedergebückt habe. Und nun habe Kolter einen Anlauf genommen und sei mit eins, zwei, drei über den Andern weggesprungen. Da sei denn furchtbares Beifallklatschen gewesen und Einige hätten laut geweint und immer wieder und wieder gesagt, „das sei mehr als Napoleon.“ Und der Kaiser von Rußland habe seine Wette verloren und auch wirklich bezahlt. „Wird er wohl, wird er wohl,“ sagte Kunide. „Der Russe bezahlt immer. Hat's ja . . . Bravo Gradschek; bravo!“

So war Gradschek mit Beifall belohnt worden und hatte von Viertelstunde zu Viertelstunde noch vieles Andre zum Besten gegeben, bis endlich um elf die Stammgäste das Haus verließen.

* * *

Ede war schon zu Bett geschickt und in dem weiten Hause herrschte Todesstille. Gradschek schritt auf und ab in seiner Stube, mußte sich aber setzen, denn der Aufregungen dieses Tages waren doch so viele gewesen, daß er sich, trotz fester Nerven, einer Ohnmacht nahe fühlte. So lang er drüben Geschichten erzählt hatte, munterer und heiterer, so wenigstens schien es, als je zuvor, war kein Tropfen Wein über seine Lippen gekommen, jetzt aber nahm er Cognat und Wasser und fühlte, wie Kraft und Entschlossenheit ihm rasch wiederkehrten. Er ging auf das Schublad zu, drin er das Kopielchen versteckt hatte, zog gleich danach seine Schuhe aus und pulberte von dem Farnkrautsamen hinein.

„So!“

Und nun stand er wieder in seinen Schuhen und lachte.

„Will doch mal die Probe machen! Wenn ich jetzt unsichtbar bin, muß ich mich auch selber nicht sehen können.“

Und das Licht zur Hand nehmend, trat er vor den schmalen Teufel mit dem weißladierten und mit dünnen Goldlinien eingefassten Rahmen und sah hinein und nickte seinem Spiegelbilde zu. „Guten Tag, Abel Gradschek. Wahrhaftig, wenn alles so viel hilft, wie der Farnkrautsamen, so werd' ich nicht weit kommen und bloß noch das angenehme Gefühl haben, ein Narr gewesen zu sein und ein Dummkopf, den ein altes Weib genasführt hat. Die verdammte Hexe! Warum lebt sie? Wäre sie weg, so hätt' ich längst Ruh' und brauchte diesen Unsinn nicht. Und brauchte nicht . . .“ Ein Grusel überlief ihn, denn das Furchtbare, was er vorhatte, stand mit einem Male wieder vor seiner Seele. Rasch aber bezwang er sich. „Eins kommt aus dem Andern. Wer A sagt, muß B sagen.“

Und als er so gesprochen und sich wieder zurecht gerückt hatte, ging er auf einen kleinen Eschkrant zu und nahm ein Laternchen heraus, das er sich schon vorher durch Ueberleben mit Papier in eine Art Blendlaterne umgewandelt hatte. Die Alte drüben sollte den Lichtschimmer nicht wieder sehen und ihn nicht zum wievielsten Male mit ihrem „ich weest nich, Gradschek, wirh et in de Stuw or wirh et in'n Keller“ in Wuth und Verzweiflung bringen. Und nun zündete er das Licht an, knipste die Laternen- thür wieder zu und trat rasch entschlossen auf den Flur hinaus. Das er brauchte, darunter auch ein Stück alter Teppich, aus langen Tuchstreifen geflochten, lag längst unten in Bereitschaft. „Vorwärts, Gradschek!“

Und zwischen den großen Oelfässern hin ging er bis an den Kellereingang, hob die Fallthür auf und stieg langsam und vorsichtig die Stufen hinunter. Als er aber unten war, sah er, daß die Laterne, trotz der angebrachten Verblendung, viel zu viel Licht gab und nach oben hin, wie aus einem Schlot, einen hellen Schein warf. Das durfte nicht sein, und so stieg er die Treppe wieder hinauf, blieb aber in halber Höhe stehen und griff bloß nach einem ihm in aller Bequemlichkeit zur Hand liegenden Brett, das hier an das nächstliegende Oelfaß herangeschoben war, um die ganze Reihe der Fässer am Rollen zu verhindern. Es war nur schmal und kaum mannsbreit, aber gerade breit genug, um unten das Kellerfenster zu schließen.

„Nun mag sie sich drüben die Augen auskuden. Meinetwegen. Durch ein Brett wird sie ja wohl nicht sehen können. Ein Brett ist besser als Farnkrautsamen . . .“

Und damit schloß er die Fallthür und stieg wieder die Stufen hinunter.

19.

Ede war früh auf und bediente seine Kunden. Dann und wann sah er auch nach der kleinen, im Nebenzimmer hängenden Uhr, die schon auf ein Viertel nach acht zeigte.

„Wo der Alte nur bleibt?“

Ede durfte die Frage schon thun, denn für gewöhnlich erschien Gradschek mit dem Glodenschlägel sieben, wünschte guten Morgen und öffnete die nach der Küche führende kleine Thür, was für die Köchin allemal das Zeichen war, daß sie den Kaffee bringen solle. Heut aber ließ sich kein Gradschek sehen, und als es nah an neun heran war, steckte statt seiner nur Male den Kopf in den Laden hinein und sagte:

„Wo he man bliewt, Ede?“

„Weest nich.“

„Ik will geihn un en beten an sine Dhör bullern.“

„Joa, dat dhu man.“

Und wirklich, Male ging, um ihn zu wecken. Aber sie kam in großer Aufregung wieder. „He is nich doa, nich in de Bör- un ool nich in de Hinner-Stuw. Allens open un keene Dhör to.“

„Un sien Bett?“ fragte Ede.

„Allens glatt un ungeknüllt. He's goar nich in 'weest.“

Ede kam nun auch in Unruhe. Was war zu thun? Er, wie Male, hatten ein unbestimmtes Gefühl, daß etwas ganz Absonderliches geschehen sein müsse, worin sie sich durch den schließlich ebenfalls erscheinenden Jakob nur noch bestärkt sahen. Nach einigem Berathen kam man überein, daß Jakob zu Kunide hinübergehen und wegen des Abends vorher anfragen solle; Kunide muß es wissen, der sei immer der Letzte. Male dagegen solle rasch nach dem Krug laufen, wo Gendarm Geelhaar um diese Stunde zu frühstücken und der alten Krügerchen, die manchen Sturm erlebt hatte, schöne Dinge zu sagen pflegte. Das geschah denn auch alles, und keine Viertelstunde, so sah man Geelhaar die Dorfstraße herunter kommen, mit ihm Schulze Boytatsch, der sich, einer abzuhaltenden Versammlung halber, zufällig ebenfalls im Krug befunden hatte. Vor Gradschek's Thür trafen beide mit Kunide zusammen. Man begrüßte sich stumm und überschritt mit einer gewissen Feierlichkeit die Schwelle.

Drin im Hause hatte sich mittlerweile die Scene verändert. Ede, der noch eine Zeit lang in allen Ecken und Winkeln umhergesehen hatte, stand jetzt, als die Gruppe sich näherte, mitten auf dem Flur und wies auf ein großes Oelfaß, das um ein Geringes vorgezogen war, nur zwei Fingerbreit, nur bis an den großen Eisenring, aber doch gerade weit genug, um die Fallthür zu schließen.

„Dra sitt he in,“ schrie der Junge.

„Schrei nicht so!“ fuhr ihn Schulze Boytatsch an. Und Kunide setzte mit mehr Verbeheit, aber auch mit größerer Gemüthlichkeit hinzu: „Halt's Maul, Junge.“

Dieser jedoch war nicht zur Ruh zu bringen, und sein bischen Schlafenhaar immer mehr in die Höh schiebend, fuhr er in demselben Weinertone fort: „Ik weest joa allens. Dat's de Spöl. De Spöl heit noah em grappicht. Un denn wull he 'rut un funn nich.“

Um diese Zeit war auch Eccelius aus der Pfarre herüber gekommen, leichenblaß und so von Ahnungen geängstigt, daß er, als man das Faß jetzt zurückgeschoben und die Fallthür geöffnet hatte,

nicht mit hintersteigen mochte, sondern erst in den Laden und gleich darauf auf die Dorsgasse trat.

Geelhaar und Schulze Woytisch, schon von Amtswegen auf bessere Nerven gestellt, hatten inzwischen ihren Abstieg bewerkstelligt, während Kunide, mit einem Licht in der Hand, von oben her in den Keller hineinleuchtete. Da nicht viele Stufen waren, so konnt' er das Nächste sehn: unten lag Grabsched, allem Anscheine nach todt, ein Grabstein in der Hand, die zerbrochene Laterne daneben. Unser alter Anno-Dreizehner sah sich dabei doch seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit entrißen, kletterte nach und froch, unten angekommen, in Gemeinschaft mit Geelhaar und Woytisch auf die Stelle zu, wo hinter einem Lattenverschlag der Weinkeller war. Die Thür stand auf, etwas Erde war aufgegraben, und man sah Arm und Hand eines hier Verscharrten. Alles andre war noch verdeckt. Aber freilich, was sichtbar war, war gerade genug, um alles Geschehene klar zu legen.

Keiner sprach ein Wort, und mit einem scheuen Seitenblick auf den entsezt am Boden Liegenden stiegen alle drei die Treppe wieder hinauf.

Auch oben, selbst als Eccelius sich ihnen wieder gesellt hatte, blieb es bei wenig Worten, was schließlich nicht Wunder nehmen konnte. Waren doch alle, mit alleiniger Ausnahme von Geelhaar, viel zu befreundet mit Grabsched gewesen, als daß ein Gespräch über ihn anders als peinlich hätte verlaufen können. Peinlich und mit Vorwürfen gegen sich selbst gemischt. Warum hatte man bei der gerichtlichen Untersuchung nicht besser aufgepaßt, nicht schärfer gesehn? Warum hatte man sich hinter's Licht führen lassen?

Nur das Nöthigste wurde festgestellt. Dann verließ man das durch so viele Jahre hin mit Vorliebe besuchte Haus, das nun für jeden ein Haus des Schreckens geworden war. Kunide schritt quer über den Damm auf seine Wohnung, Eccelius auf seine Pfarre zu. Woytisch war mit ihm.

„Das Kärstner Gerücht,“ hob Eccelius an, „wird nur wenig noch zu sagen haben. Alles ist klar und doch ist nichts bewiesen. Er steht vor einem höheren Richter.“

Woytisch nickte. „Höchstens noch, was aus der Erbschaft wird. Er hat keine Verwandte hier herum und die Frau, so mir recht ist, auch nicht. Vielleicht, daß es der Pöhlische wiederträgt. Aber das werden die Tschechiner nicht wollen.“

Eccelius erwiderte: „Das alles macht mir keine Sorge. Was mir Sorge macht, ist bloß das: wie kriegen wir ihn unter die Erde und wo? Sollen wir ihn unter die guten Leute legen, das geht nicht, das leiden die Bauern nicht und machen uns eine Kirchhofs-Revolt. Und was das Schlimmste ist, haben auch Recht dabei. Und sein Feld wird auch keiner dazu hergeben wollen. Eine solche Stelle mag Niemand auf seinem ehrlichen Acker haben.“

„Ach denke,“ sagte der Schulze, „wir bringen ihn auf den Kirchhof. Bewiesen ist am Ende nichts. Im Garten liegt der Franzos, und im Keller liegt der Pöhlische. Wer will sagen, wer ihn da hingelegt hat? Keiner weiß es, nicht einmal die Tschke. Schließlich ist alles bloß Verdacht. Auf den Kirchhof muß er also. Aber seitab, wo die Kesseln stehn und der Schutt liegt.“

„Und das Grab der Frau?“ fragte Eccelius. „Was wird aus dem? Und aus dem Kreuz?“

„Das werden sie wohl umreißen, da kenn' ich meine Tschechiner. Und dann müssen wir thun, Herr Pastor, als wären wir's nicht. Kirchhofsordnung ist gut, aber der Mensch verlangt auch seine Ordnung.“

„Brav, Schulze Woytisch!“ sagte Eccelius und gab ihm die Hand. „Immer 's Herz auf dem rechten Fied!“

Geelhaar war im Grabsched'schen Hause zurückgeblieben. hatte den Polizei-Kehrmichnichtdram und machte nicht viel von der Sache. Was war es denn auch groß? Ein Fall mehr. Darüber ging die Welt noch lange nicht aus den Fugen. Und so ging er denn in den Garten, legte die Hand auf Ede's Kopf und sagte: „Hör' Ede, das war heut ein böses Geschäft. So zwei Todte gleich Morgens um neun! Na, schenk mal 'was ein. Was nehmen wir denn?“

„Na, 'nen Rum, Herr Geelhaar.“

„Nei, Rum is mir heute zu schwach. Gieb erst 'nen Kognak. Und dann ein' Rum.“

Ede schenkte mit zitternder Hand ein. Geelhaar's Hand aber war um so sicherer. Als er ein paar Gläser geleert hatte, ging er in den Garten und spazierte drin auf und ab als ob nun alles sein wäre. Das ganze Grundstück erschien ihm wie herrenloser Besitz, drin man sich ungenirt ergehen könne.

Die Tschke, wie sich denken läßt, ließ auch nicht lang auf sich warten. Sie wußte schon alles und sah mal wieder über den Jann.

„Dag, Geelhaar.“

„Dag, Mutter Tschke. . . . Nu, was macht Eine?“

„De kümmt to Martini. Se brukt sich joa nu nich mihr to jruken.“

„Vor Grabsched?“ lachte Geelhaar.

„Joa. Bör Grabsched. Awers nu sitt he joa fast.“

„Das thut er. Und gefangen in seiner eignen Falle.“

„Joa, joa. De oll Vof! Nu kümmt he nich wedder rut. Fien wihr he. Awers to fien, loat man fien!“

Was noch geschehen mußte, geschah still und rasch, und schon um die neunte Stunde des folgenden Tages trug Eccelius nachstehende Notiz in das Tschechiner Kirchenbuch ein:

„Heute, den 3. Oktober, früh vor Tagesanbruch, wurde der Kaufmann und Gasthofsbesitzer Abel Grabsched ohne Saug und Klang in den hiesigen Kirchhofsacker gelegt. Nur Schulze Woytisch, Gendarm Geelhaar und Bauer Kunide wohnten dem stillen Begräbnisse bei. Der Todte, so nicht alle Zeugen trügen, wurde von der Hand Gottes getroffen, nachdem es ihm gelungen war, den schon früher gegen ihn wach gewordenen Verdacht durch eine besondere Klugheit wieder zu beschwichtigen. Er versang sich aber schließlich in seiner List und grub sich, mit dem Grabstein in der Hand, in demselben Augenblicke sein Grab, in dem er hoffen durfte, sein Verbrechen für immer aus der Welt geschafft zu sehn. Und bezeugte dadurch auf's Neue die Spruchweisheit: Es ist nichts so fein gesponnen, 's kommt doch alles an die Sonnen.“

Aus der Schwäbischen Türkei.

Zwei ungarische Villeggiatur-Briefe.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

I.

So behaglich es auch in der täglich schöner und größer werdenden ungarischen Hauptstadt Budapest ist und so viel Interessantes die dortige Landesausstellung bietet — ein alter Mann wie ich giebt schließlich doch einem schönen stillen, grünen Erdenwinkel den Vorzug, wo er in Frieden seinen Wein trinkt, der da an Ort und Stelle gewachsen. Mögen Andere sich auf der großen, viel betretenen Landstraße bewegen; ich habe nun genug auf flüchtigen Sohlen drei Welttheile — Europa ganz, Asien und Afrika zum kleineren Theile — durchlaufen: der Massen-Konsum ist zu Ende; man muß sich jetzt für die wenigen Tage, die uns noch vergönt sind, die Lederbissen ansuchen. Einen solchen habe

ich gefunden auf einer großen Herrschaft an der Grenze des Komitats Baranya und Samogy, auf dem rechten Ufer der hier nach Süden fließenden Donau, von welcher man ausgeht, und zwar von Mohács, wo die Türken den König Ludwig II. besiegten, nach Szigetvár (auf Deutsch: Wasserburg oder Inselburg), wo Prinz dem mächtigen Soliman einen zwar vergeblichen, aber heldenmüthigen Widerstand geleistet. Von da ging ich zu Wagen nach der Herrschaft, einer Einladung ihres verehrten Besitzers Folge leistend.

Den Namen der Herrschaft will ich nur auf Deutsch wiedergeben. Denn wie er auf Ungarisch lautet, das würdest

ch meine
 als fähen
 verlangt
 ihm die
 eben. Er
 von der
 Darüber
 so ging
 und sagte:
 bei Todte
 n. Was
 n Rognat
 e's Hand
 ert hatte,
 als ob
 ihm wie
 g auf sich
 den Jaun.
 "ich mihr
 "lle."
 edder rut
 und schon
 us nach
 h, wurde
 die Sang
 Schule
 wohnten
 e Zeichen
 n es ihm
 wordenen
 wichtigen.
 erub sich,
 blide sein
 mmer aus
 ufs Neue
 uen, 's
 enze des
 der hier
 eht, und
 befiugten,
 ury), wo
 en, aber
 u Bogen
 Befigere
 Deutsch
 würdest



Ein Tänzchen.

Nach dem Oelgemälde von W. Zimmer.
 Photographie im Verlage von Dr. Hanspöngl in München.

sich nur noch in Büchern wiederfindet, z. B. in dem, einem jeden das Ungarland bereisenden Deutschen auf das Wärmste zu empfehlenden Buche „Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen“ von Professor Dr. J. H. Schwider in Budapest — finden wir drei Völker vertreten: Magyaren, Deutsche und Bosniaken oder Serben. Die Bosniaken sind ein Niedererschlag jener Türkenherrschaft, welche sich von der unglücklichen Schlacht bei Mohács — am 28. August 1526 — bis zur glücklichen bei dem nämlichen Mohács — den 12. August 1687, also länger als anderthalb Jahrhunderte über den größeren Theil von Ungarn erstreckt hat.

In allen Ländern, in welchen der Türke vormals geherrscht und dann, als er seine expansive Eroberungs- und Beherrschungskraft verloren, das Regiment an eine christliche Dynastie und an die eingeborene Bevölkerung hat abgeben müssen — in Griechenland, in Serbien, in Rumänien u. — finden wir dieselbe Erscheinung. (Nur Bosnien-Herzegowina, wo Oesterreich das türkische Element der Bevölkerung mit kluger Rücksicht behandelt, macht eine Ausnahme.) Sonst geht der Türke, sobald er aufhört zu herrschen. Auf Negroponte z. B. wohnten viele Türken. Sie hatten dort großen Grundbesitz. Aber als das Land griechisch wurde, schnürte Einer nach dem Andern das Bündel und ging nach dem Lande seiner Väter, obgleich ihm die Gleichheit vor dem Gesetze garantiert war. Er konnte es nicht vertragen, daß ihm, der bisher hoch über Allen gestanden hatte, die Uebrigen gleichgestellt wurden — jene Uebrigen, welche er bis dahin die „Kajah“ (das ist die Menge oder das Gefindel) oder „die christlichen Hunde“ genannt hatte. So sind denn auch aus diesem Lande, als es wieder christlich und ungarisch wurde, die Türken, und namentlich die vornehmen Türken, abgezogen; man findet hin und wieder noch die Ueberreste einer Dschamiah (so heißt die Moschee auf Türkisch) oder einer Türbeh (das ist eines runden Grabmals) oder eines Minareh (die Schreibeart „Minareh“ ist quadratisch); hin und wieder sieht man auch bei der jetzt lebenden Generation noch ein kühn geschwungenes türkisches Profil; auch giebt es noch Leute, welche den Namen Török (Türke) führen. Sonst sind alle Spuren der anderthalbhundertjährigen Türkenherrschaft in der „schwäbischen“ Türkei gänzlich verschwunden. Nur die Bosniaken, die Hinterlassen, die erbnunterthänigen kleinen Befehlshaber, welche mit den Türken gekommen, haben es vorgezogen, ihren Herren nicht zu folgen, sondern zu bleiben. Sie sprechen heute noch eine mit türkischen Worten versetzte slavische Sprache unter einander. Aber daneben sprechen sie Alle auch ungarisch. Kein Deutscher und kein Ungar hat es bis jetzt der Mühe werth erachtet, diese bosnische Sprache zu erlernen. Auch finden Heirathen zwischen Bosniaken auf der einen und Deutschen oder Ungarn auf der andern Seite nicht statt. Die Religion würde kein Hinderniß bilden. Denn sie sind heutzutage alle katholisch; die Bosniaken so gut als die Deutschen und die Ungarn; nur einige bosnische Familien sind dem griechischen Glauben, der in dem vormals byzantinischen Reiche herrschte, treu geblieben.

Was nun die Deutschen und die Ungarn in hiesiger Gegend anlangt, so sind dieselben auch äußerlich auf den ersten Blick zu unterscheiden, und zwar die Männer an der Form der Beinkleider. Nicht an dem Stoffe und nicht an der Farbe. Denn beide Nationen tragen weiß Leinen. Die „Gathjen“ genannten Beinkleider der Ungarn aber sind außerordentlich weit und kurz, so daß der Unkundige die Zweitheilung übersieht und meint, es sei ein weißlicher Unterrock oder eine griechisch-albanesische Zusanella, wie sie weiland König Otto von Griechenland auch noch in Bayern bis an sein Ende getragen. Der Deutsche aber trägt lange und enge Beinkleider wie wir im deutschen Reiche oder überhaupt im mittleren oder westlichen Europa. Deutsche wie Ungarn tragen kurze Jacken oder Kamisole, befeht mit zahlreichen runden Knöpfen.

Auch die deutschen Frauen kommen in Schnitt und Farbe der Kleider den ungarigen näher. Die ungarischen Bäuerinnen dagegen lieben die lebhaftesten Farben. Namentlich Sonntags ist das Roth in allen möglichen Schattirungen vorherrschend. Auch sind sie so patriotisch, daß sie es lieben, die Landesfarben selbst in ihrer Kleidung in Anwendung und Ausdruck zu bringen, z. B. Grün das Kopftuch, Weiß die Jacke (oder das Hemd) und Roth den Rock. Oder umgekehrt. Die deutschen Frauen tragen meist schwarze oder dunkelblaue Kleider.

Die Deutschen sind von Körperbau breit und kräftig, die Ungarn schlank und zierlich. Auch die Bäuerinnen haben bei den

Ungarn eine schöne, lebhafte und elastische Gangart. Freilich tragen sie auch keine dolchartigen Abzüge auf der Mitte ihrer Schuhsohlen, wodurch der Gang erschwert und die ganze Figur aus ihrem natürlichen Gleichgewichte gebracht wird.

Auf dem Wege von Szigetvár nach dem Kastell Lindengrund passirten wir verschiedene deutsche und ungarische Dörfer, welche hier mit einander abzuwechseln pflegen und deren Bewohner sich vortreflich mit einander vertragen. Nur in einem Falle gab es zuweilen Streit. Nämlich bei den Tanzlustbarkeiten. Da befehlen die deutschen Burche den Bizeunern, einen Walzer zu spielen, und die jungen Ungarn verlangen den „Gárdas“ (sprich Tschardasch), jenen ungarischen Nationaltanz, den man schon so oft beschrieben — aber immer vergeblich; denn keine Beschreibung vermag einen Begriff von der Kraft und der Grazie dieses Tanzes zu geben, namentlich wenn er von den Damen in der Nationaltracht getanzet wird. Und doch ist es von Haus aus ein bloßer Bauerntanz. Er hat seinen Namen von der Gárda, der Strafen- oder Dorfschente, in der er getanzet wird. Ja, wenn ich meine Wahrnehmungen über das Tanzen bei den verschiedenen Nationen Europas vergleiche, dann möchte ich sagen: Ueberall tanzt das Volk schöner, als die Vornehmen; überall ist der Tanz in der Schenke schöner, als der im Salon. Aber ich fürchte, man wird das für eine Schrunke oder gar für eine Unhöflichkeit halten. Und deshalb will ich meine Bemerkung unterdrücken und nur so viel sagen:

Wenn hier zu Lande die jungen Burche deutscher und österreichischer Nation auf dem Tanzboden über die große Frage: „Ob Walzer, ob Gárdas?“ mit einander raufen, dann wird der Besiegte depossedirt, das ist: an die Luft gesetzt. In der neueren Zeit aber kommt es nicht mehr zu Thätlichkeiten. Man pflegt sich im Guten zu vertragen und mit ungarischen und deutschen Tänzen abzuwechseln. Ein alter deutscher Bauer aber meinte, im Tanzen seien die Ungarn und im Raufen die Deutschen dem Gegner überlegen gewesen.

Auch die ungarischen und die deutschen Dörfer lassen sich auf den ersten Blick von einander unterscheiden, ebenso leicht wie die Form der Beinkleider ihrer Bewohner. Die ungarischen Dörfer sind unregelmäßig, die deutschen sehr regelmäßig gestaltet, und zwar in Gestalt der vielgliedrigen fränkisch-baywarischen Hufe. Ich muß dies für diejenigen, welche die Geschichte der deutschen Agrarverfassung nicht studirt haben, näher erläutern und damit zugleich ein anschauliches Bild von den Dörfern der hiesigen Deutschen zu geben versuchen.

Sämmtliche Bauernhöfe reihen sich in den deutschen Dörfern gleich einer Schnur an beiden Seiten der unmeniglich breiten Ortsstraße auf. Jedes Haus steht mit dem Giebel nach der Straße und erstreckt sich mit dem andern Ende in die Tiefe des Hofraums. Der Hofraum ist von den Oekonomiegebäuden umgeben und bildet ein Quadrat. Das Ganze ist eingeschlossen von Palissaden oder von einer lebendigen Hecke. Die Wohnhäuser sind alle ebenerdig. Sie haben eine Küche und zwei Wohnräume. Daneben zuweilen noch eine Altentheils- oder Aushaltstube für die Alten, die sich zur Ruhe gesetzt haben. Neben dem „trockenen Aushalt“ bedingt sich aber hier der alte Bauer, in dieser mit Wein gesegneten Gegend, auch noch einen nassen, nämlich jährlich 20 bis 30 Eimer Nebenjaß (der Eimer hält 56 Liter). Es ist eine wahre Wohlthat, diese schönen alten „weingrünen“ (richtiger rosenfarbenen) Bauerngesichter zu sehen mit ihren lebhaft blühenden großen Augen. So was vermag der heilige Gambrinus doch nicht zu leisten!

Zwischen und in den einzelnen Hofraiten stehen mächtige volllaubige Bäume: Maulbeeren, Alazien, Ruff und Zwetschen. Die Bäume schützen gegen den Wind, der hier oft mit solcher Heftigkeit auftritt, daß er die Dächer abdeckt, und gegen das Feuer, welches dadurch verhindert wird, auf den Nachbarnhof überzuspringen.

Zum Häuserbau verwendet man keine Steine, welche hier rar sind, sondern Lehm, nichts als Lehm. Man stampft denselben zwischen zwei Brettern so lange, bis die Wand zu Stodwerkshöhe hinaufgestiegen. So wird das Haus in acht Tagen fertig, und erst nach der Fertigstellung der Wände schneidet man in dieselben die Löcher für Thüren und Fenster. Oben drauf kommt ein mächtiges, mit Lehm verfestes Strohdach, das im Sommer gegen die Hitze schützt und im Winter gegen die Kälte.

Jeder Bauernhof bildet mit dem dazu gehörigen Areal einen mächtigen langen Streifen — ich möchte sagen: in Gestalt eines Handtuchs — welcher sich erstreckt von der Dorfstraße, auf welche er mit dem einen schmälern Ende aufstößt, bis nach dem Wald hinauf oder bis an die Wiesen oder die Viehweide hinunter, auf welche er mit dem andern Ende aufstößt. Von der Straße an gerechnet, kommt also zuerst der Zaun, dann das Haus, dann der Hofraum mit den Wirtschaftsgebäuden, dann der Hausgarten, dann das Baumstück, endlich der Acker und dann der Wald oder die Hutfläche. Wald und Hut sind gemeinsam. Das Uebrige ist persönliches privates, frei vererbliches und frei theilbares Eigen-

thum. Jeder für sich und Gott für uns Alle. Die „Haus- oder Familienkommunionen“ der Kroaten und Serben sind unbekannt diesem freien Lande.

Die Bemerkung ist getheilt in drei Gewannen, welche gleich die Grundlage der hier herrschenden Dreifelderwirtschaft bilden. In jeder dieser drei Gewannen, an dem Winterfeld, dem Sommerfeld und an dem Brachfeld, hat jeder Bauer sein ihm eigenthümliche Fläche. Als vierter Komplex kommt dann noch der Weinberg, und ein jeder Bauer trinkt einen Theil seiner „Fechung“ selbst und mit seinen Freunden. Davon will ich im nächsten Kapitel erzählen.

V e r d ä c h t i g .

Von E. Werner.

Nun sitzen wir schon drei volle Tage hier und warten auf das Attentat, und die Mordegeschichte will noch immer nicht losgehen! Herr Sebald, ich glaube wahrhaftig, man hat Sie genarrt und Seine Excellenz den Herrn Hofmarschall dazu!

„Still, Haller, nicht so laut! Sie vergessen immer, daß wir Vorsicht zu beobachten haben, die äußerste Vorsicht — merken Sie sich das!“

Die beiden Sprechenden befanden sich in dem Gärtchen eines Dorfwirthshauses, das die Aussicht auf einen bergumkränzten See gewährte. Es war eine kleine anmuthige Ortschaft, tief in den Bergen gelegen, wohin der Strom der Reisenden den Weg noch nicht gefunden hatte. Das einzige sehr bescheidene Wirthshaus war größtentheils auf den Verkehr aus der Umgegend angewiesen und beherbergte nur hin und wieder einzelne Touristen, die von der großen Heerstraße ablenkten, aber auch bald wieder gingen, um berühmtere und großartigere Landschaftspunkte aufzusuchen. Der Herr, der seit mehreren Tagen hier wohnte, hatte sich dem Wirth gegenüber gleichfalls als einen Vergnügungsreisenden bezeichnet, der in Begleitung seines Dieners eine Tour durch das Gebirge machte, das Gespräch aber, das die Beiden mit vorsichtig gedämpfter Stimme führten, schien auf einen ganz andern Reisezweck zu deuten.

Herr Sebald warf einen argwöhnischen Blick ringsum, obgleich sich auf dem offenen Rasenfeld, den nur einige Obstbäume zierten, kein Lauscher verbergen konnte, und fuhr dann im Flüsterton fort:

„Wir werden möglicher Weise die ganze Woche hier bleiben müssen, bis sich irgend etwas Verdächtiges zeigt, und zeigen wird es sich, das ist zweifellos. Excellenz sagten mir beim Abschiede ausdrücklich: Es ist eine sehr wichtige Angelegenheit, die ich in Ihre Hände lege, lieber Sebald, sie erfordert die höchste Geschicklichkeit und vor allen Dingen die höchste Diskretion. Ich bin leider nicht in der Lage, Ihnen nähere Informationen geben zu können, aber es wird genügen, Ihren Eifer anzuspornen, wenn ich Ihnen sage, daß es sich um ein Attentat gegen das durchlauchtige Fürstenhaus handelt, das um jeden Preis verhindert werden muß — das war mir genug.“

„Das ist aber verdammt wenig,“ meinte Haller bedenklich. „Wie sollen wir denn den Attentäter fassen, wenn wir nicht einmal sein Signalement haben?“

„Wir sollen ihn überhaupt gar nicht fassen, sondern vorläufig nur beobachten. Der Herr Hofmarschall scheint sich die eigentliche Leitung der Sache persönlich vorbehalten zu wollen. Er weist nur drei Stunden von hier im Bade, wir haben sofort Bericht zu erstatten, wenn irgend etwas Verdächtiges passiert, und dann die Ordre abzuwarten.“

„Es passiert aber absolut nichts in diesem elenden kleinen Bergneß, wo Jeder den Andern von Kindesbeinen an kennt. Wenn man nach Jemand fragt, bekommt man die ganze Lebensgeschichte bis zum Urgroßvater hinauf zu hören, und was wir in den drei Tagen an Fremden zu sehen bekamen, war auch nicht der Rede werth. Ein Pferdehändler, zwei Bauern und ein Reisender für Cognak und Spirituosen — schauderhaft solide Leute! Nicht einen Einzigen davon konnte man beim Kragen nehmen.“

Die letzten Worte klangen sehr wehmüthig, aber der Vorgetzte schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Beim Kragen nehmen! Das ist das A und O Ihrer Weisheit, und das kann doch schließlich jeder Gendarm. Oberrichter sollen es, vigiliren, kombiniren, um den Verbrecher herauszufinden, das Ergreifen versteht sich dann von selbst. Excellenz haben ausdrücklich gewünscht, daß ich einen sicheren, zuverlässigen Mann mitnehme, für alle Fälle, und ich habe Sie gewählt, Haller, ich hoffe, Sie werden mein Vertrauen rechtfertigen.“

„An mir soll's nicht fehlen!“ brummte Haller, „wenn nur erst irgend etwas Verdächtiges in Sicht bekäme!“

Er blickte mit äußerst gelangweilter Miene auf den See hinaus, die anmuthige Landschaft interessirte ihn nicht im Mindesten, da sie leider nicht verdächtig war.

„Halt — da kommt etwas!“ rief Sebald plötzlich und deutete auf die Straße, die sich von den Bergen in das Thal herabsenkte. „Ein Reisewagen!“

„Ja, aber es sind nur zwei Damen darin.“

„Gleichviel, wir dürfen auch den kleinsten Umstand nicht außer Acht lassen — observiren wir!“

Er zog ein kleines Fernglas hervor und begann eifrig die Wagen und dessen Insassen zu beobachten. Es war ein einfach offener Landauer, dem die hinten aufgeschulten Koffer ein nehmliches Ansehen gaben, und die beiden Damen, welche die Vorderstühle einnahmen, eine ältere und eine jüngere, hatten angesichts der Umstände keine Ahnung davon, daß sie der Gegenstand einer angelegentlichsten Aufmerksamkeit waren, sie führten ein lebhaftes Gespräch mit einander.

„Ich begreife Dich wirklich nicht, Baleska,“ sagte die Ältere. „Wie kannst Du Dich bei einer solchen Kleinigkeit so erregt und verletzt zeigen? Wenn Herr von Below nun auch wirklich unser Reiseplan kennt —“

„So wird er uns folgen und mir wie gewöhnlich nicht von der Seite weichen! Du weißt, daß mir dies Mal unendlich viel daran lag, unsere Reise überhaupt nicht bekannt werden zu lassen, es sollte Niemand darum wissen, ich habe Dich ausdrücklich davor gebeten — und jetzt erst erfahre ich, daß Du es ihm trotzallem verrathen hast.“

Die junge Dame, die in ziemlich erregtem Tone diesen Vorwurf aussprach, war eine schlanke, auffallend schöne Erscheinung in einem einfachen, aber sehr gewählten Reise-Anzuge. Das zarte etwas bleiche Antlitz besaß jenen Reiz, den die Schönheit allein nicht zu geben vermag, den Reiz des Seelenvollen, und die dunklen Augen hatten einen eigenthümlich ernsten sinnenden Ausdruck, wie man ihn selten bei einem Mädchen von zwanzig Jahren findet.

„Aber wie kann ich denn einen Reiseplan verrathen, wenn ich selbst nicht kenne?“ vertheidigte sich die Begleiterin. „Bei dieser Minute weiß ich noch nicht, wohin wir eigentlich gehen, ich weiß nur, daß der Wagen uns nach Seefeld bringen wird, das doch jedenfalls nur eine Reisestation ist, und das habe ich allerdings Herrn von Below mitgetheilt. Er war so bestürzt über die plötzliche Abreise, so trostlos, daß ich es wirklich nicht über das Herz bringen konnte, ganz zu schweigen, und er hat sich schon in aller Morgenfrühe aufgemacht, um selbst den Blumenstrauch zu bringen, den Du beim Erwachen auf dem Balkon finden solltest.“

„Leider! Denn bei dieser Gelegenheit sah er den Wagen vor der Thür stehen und erfuhr die Abreise. Nun, hoffentlich folgt er uns nicht auf dem Fuße, und wir haben wenigstens“

den Augenblick Ruhe vor ihm. Später — mag er meinetwegen kommen.“

„Wirklich? Also hast Du nichts dagegen, wenn er uns dann folgt?“

„Nein, liebe Tante.“

„Gott sei Dank!“ sagte die Tante aufathmend. „Ich fürchtete schon, Du wolltest mit dieser Flucht in die Berge es ihm unmöglich machen, seine Bewerbung fortzusetzen. Baleska, bedenke, welches Los Du mit der Hand dieses Mannes zurückweist! Er ist reich und unabhängig, ist Freiherr von altem Adel, Majoratsherr —“

„Und Du möchtest um jeden Preis einen Freiherrn von altem Adel zum Neffen haben,“ warf Baleska lachend ein.

„Ja, das weiß der Himmel!“ seufzte die alte Dame. „Thörichte überspannte Ansichten, die niemals der Wirklichkeit Rechnung tragen. Weil Du eine gefeierte Künstlerin bist und das Publikum Dich auf Händen trägt, bildest Du Dir ein, es müsse im Leben zugehen, wie in Deinen Rollen. Du träumst von irgend einer idealen, romantischen Liebe, und weil der arme Below diesem Ideal nicht entspricht, wird er verächtlich bei Seite geschoben, und doch ist er von allen, die Dich umschwärmen und Dir huldigen, der Einzige, der Dir mit einem wirklich ersten Antrage naht.“

„Ich bedauere trotzdem, die Ehre dieses Antrages ablehnen zu müssen. Gib Dir keine Mühe, Tante! Ich weiß es, Du



„Von Kutttern“. Nach dem Delgemälde von Robert Wirthmüller.

Photographie im Verlage von Fr. Hanskängl in München.

Die alte Dame gerieth etwas in Verlegenheit bei dieser wohlgegründeten Behauptung, faßte sich aber rasch und entgegnete mit großer Würde: „Ich möchte das einzige Kind meines seligen Vaters geliebt und glücklich sehen!“

„Geliebt — vielleicht! Aber glücklich mit einem Manne wie Kuno von Below —?“

„Weshalb nicht? Er ist ein guter Mensch.“

„Gewiß, aber auch nichts weiter. Harmlos und gutmüthig wie ein Kind und dabei unglaublich hartnäckig in seinen Neigungen, wie alle beschränkten Menschen. Wenn ich ihn zweimal fortjchide, so kommt er zum dritten Male wieder und fängt genau da wieder an, wo er das letzte Mal aufgehört hat. Solche Männer liebt man nicht.“

„Aber man heirathet sie bisweilen.“

„Wenn man um jeden Preis eine sogenannte Partie machen will, allerdings. Ich habe meine eigenen Ansichten in diesem Punkte.“

XXXIII. Nr. 41.

bist im Komplott mit Below, er hat an Dir eine unermüdlche Bundesgenossin, aber es ist umsonst, ich bleibe bei meinem Nein.“

Die Erklärung klang entschieden genug, aber die alte Dame ließ trotzdem ihren Lieblingsplan nicht fahren. Sie hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, die Tante des besagten Majoratsherrn zu werden, und da weder das Majorat noch der alte Adel sonderlichen Eindruck auf die eigenstünige Nichte machten, so wurde der Angriff von einer anderen Seite versucht.

„Mein liebes Kind, ich habe ja doch nur Dein Glück, Deine Zukunft im Auge. Ich weiß es ja, wie wenig Du mit Deinem reizbaren Stolge, mit Deinen idealen Anschauungen für dies Leben geschaffen bist, das Vielen so beneidenswerth erscheint und unter seinen Blumen doch so viele Dornen birgt. Ich fürchte, Du hast das längst selbst eingesehen und stehst doch erst im Anjange Deiner Künstlerlaufbahn. Du besitzest nichts als Dein Talent und daß auch dies nicht im Stande ist, Dich vor Kränkungen

und Anfeindungen zu bewahren, das, dachte ich, hättest Du im letzten Winter erfahren, als Prinz Leopold Dich in so entschiedener Weise auszeichnete."

"Tante, ich bitte Dich!" unterbrach das junge Mädchen sie mit glühenden Wangen.

"Ja, ich weiß, Du willst nichts mehr davon hören, die Sache ist ja längst zu Ende, ich erwähne sie auch nur, um Dich daran zu erinnern, wie schuflos, wie gefährdet Deine Stellung nach allen Seiten hin ist, trotz des unangestasteten Rufes, den Du Dir bewahrt hast. Die Welt glaubt es selten, daß eine junge Schauspielerin so stolz ist, um die Liebe eines Fürsten anzunehmen, der ihr seine Hand nicht bieten kann. Auch Seine Durchlaucht der Herzog schien ernstliche Besorgnisse zu hegen, er schickte seinen Bruder Hals über Kopf auf Reisen und Du warst eine Zeit lang in völliger Ungnade bei den höchsten Herrschaften."

"Was Dir jedenfalls schmerzlicher gewesen ist, als mir," warf Baleska mit leisem Spott ein.

"Ja, Du nimmst die Sache unglücklich leicht und die Ungnade war doch augenfällig. Wärest Du nicht so unerfährlich beim Schauspiel gewesen, ich glaube, es hätte Dir Deine Stellung am Hoftheater gekostet. Erst als man sah, daß Du in Deiner Zurückhaltung beharrtest, und daß der Prinz keinen Versuch zu einer Wiederannäherung machte, wendest Du theilweise wieder zu Gnaden angenommen, aber mit der einstigen Vorliebe des Hofes für Dich ist es vorbei."

"Das habe ich erfahren," jagte Baleska mit aufwallender Bitterkeit. "Früher wurde ich überall geschützt und bevorzugt, jetzt läßt man jeder Kränkung, jeder Intrigue gegen mich freien Spielraum, und bisweilen ist es mir vorgekommen, als wünschte man meine freiwillige Entfernung. Nun, vielleicht ist dieser Wunsch seiner Erfüllung näher, als man glaubt."

"Willst Du etwa Deinen Kontrakt lösen?" fragte die alte Dame. "Das wäre eine Uebereilung, die Bedingungen sind glänzend, das Publikum vergöttert Dich und wohin Du auch gehen magst, Du findest überall neue Intriquen und neue Kämpfe. Kind, Du verzehrest Dich ja in einem solchen Leben, ich weiß, wie sehr Du darunter leidest, und es kostet Dir doch nur ein Wort, Dich von dem allen frei zu machen. Wie glücklich würde Herr von Below sein, wenn er Dich der Bühne entführen dürfte!"

Sie war glücklich wieder bei dem alten Thema angelangt, aber diesmal zuckte Baleska nur ungeduldig die Achseln, und sich abwendend blickte sie in die Landschaft hinaus. Der Wagen rollte jetzt in schnellem Trab bergabwärts, in der Tiefe schimmerte die klare Fluth des Bergsees, die kleine Ortschaft schmiegte sich materisch an die grünen Vorberge des Ufers, und in dem hellen Sonnenschein leuchteten die weißen Mauern eines Kirchleins, das auf einer Anhöhe über dem Dorfe lag und neben seine helle Glockenstimme erhob, um sie weit hinauszuschicken in die stille Bergeseinsamkeit. Wie grüßend stiegen die Klänge empor zu dem jungen Mädchen, dessen Augen auf jenen weißen Mauern haften, und das weit vorgebeugt den Thönen lauschte, und dabei strahlten die schönen dunklen Augen plötzlich auf, als sei es wirklich ein Gruß aus theurem Munde, der dort emporklang.

Die alte Verwandte gab, als sie keine Antwort erhielt, mit einem Seufzer das Thema auf, das so gar keinen Anklang fand, und wandte ihre Aufmerksamkeit gleichfalls dem Thale zu.

"Das ist also Seefeld?" begann sie von Neuem. "Wie kommst Du nur auf diesen weltentlegenen Ort? Das kleine Gasthaus da unten sieht mehr als beiseiden aus, es wird uns kaum eine passende Unterkunft für die Nacht gewähren können."

"Das ist auch nicht nöthig, denn wir werden im Pfarrhause absteigen."

"Bei dem Pfarrer von Seefeld? Mein Gott, woher kennst Du ihn denn?"

"Durch Zufall, und ich denke jetzt von seiner freundlichen Einladung Gebrauch zu machen, wenn auch nur für einige Stunden."

Die alte Dame richtete sich empor und maß ihre Nichte mit einem argwöhnischen Blick.

"Baleska, Du verbirgst mir etwas! Ich habe Dich stets begleitet und müßte von dieser Bekanntschaft wissen. Was soll überhaupt dieser ganze geheimnißvolle Ausflug bedeuten? Wir sitzen ruhig in der Sommerfrische und richten uns auf wochenlangen Aufenthalt ein, da auf einmal beschließt Du die Abreise, die in aller Stille und Heimlichkeit vor sich geht. Niemand soll

davon wissen, Niemand unser Reiseziel erfahren, Du bist ganz außer Dir darüber, daß Herr von Below es kennt, und jetzt hast Du hier, in diesem kleinen Bergdörfchen, Beziehungen, von denen ich nie etwas gehört habe. Dahinter steckt irgend etwas und mir verbirgst Du es, mir, die Mutterstelle bei Dir vertritt, die Dich liebt wie ein eigenes Kind! Womit habe ich das verdient?"

Sie schien sich die Sache in der That zu Herzen zu nehmen, denn es glänzten Thränen in ihren Augen, aber Baleska lächelte nur und legte beschwichtigend die Hand auf ihren Arm.

"Meine liebe Tante, ich weiß es, Du bist herzensgut und hast überhaupt nur einen einzigen Fehler — Du kannst nicht schweigen! Das hat sich wieder gezeigt, als Below Dich mit Fragen und Bitten bestürmte. Also mußt Du wenigstens mir gestatten, zu schweigen. Du wirst ja schließlich erfahren, um was es sich handelt. Laß Dich immerhin überraschen."

Sie hatten jetzt das Thal erreicht, und der Wagen rollte durch die Dorfstraße. Die Damen bemerkten beim raschen Vorbeifahren kaum die beiden Fremden im Garten des Wirthshauses, und diese, die wohlweislich das Fernglas bei Seite gelegt hatten, schienen auch ihrerseits den Wagen nicht zu beachten, kaum aber war er vorüber, so blickten sie sich mit dem Ausdruck der Ueberraschung an, und Haller sagte halblaut: "Das war ja — Fräulein Blum!"

"Baleska Blum," bestätigte Sebald, "der gefeierte Stern unseres Hoftheaters! Wie kommt sie hierher in dies abgelegene Bergdörfchen? Das ist doch merkwürdig."

"Der Wagen hält drüben vor dem Pfarrhause," berichtete Haller, der an den Gartenzaun getreten war, "und da erscheint auch Seine Hochwürden in eigener Person, um die Damen zu empfangen."

"Noch merkwürdiger! Was hat die junge Schauspielerin bei dem Pfarrer zu thun? Das ist kein Bekanntschafts- oder Freundschaftsbesuch, der Empfang des geistlichen Herrn ist ja allgemein respektvoll. Wahnsinnig, sie treten in das Haus, die Kloster werden abgeladen — Haller, das müssen wir observiren!"

"Aber eine herzogliche Hofschauspielerin und ein hochwürdiger Priester können doch nicht verdächtig sein," wandte der Untergebene ein, "die helfen sicher nicht bei einem Attentat gegen das fürstliche Haus. Ich glaube, Seine Durchlaucht und Seine Excellenz nähmen uns selber beim Kragen, wenn wir Fräulein Blum zu nahe kämen! Sie steht in großer Gunst bei Hofe, zumal bei der Frau Herzogin."

Sebald zuckte mit überlegener Miene die Achseln.

"Nichts ist unverdächtig, Alles muß observirt werden, merken Sie sich das! Und was die Gunst der höchsten Herrschaften betrifft, so ist es vorbei damit, seit Prinz Leopold der schönen Baleska in so auffallender Weise huldigte, daß man bei Hofe ernstlich besorgt wurde, die ganze Residenz sprach ja davon."

"Nun ja, der Prinz war verliebt — das ist doch am Ende kein Unglück."

"Bei einem Fürsten, der sich eben standesgemäß vermählen soll, ist es allerdings ein Unglück, wenn er sich ernstlich verliebt, und Prinz Leopold war auf dem besten Wege dazu. Es ist ja ein offenes Geheimniß, daß er sich entschieden geweigert hat, die längst beschlossene Brautfahrt an den verwandten königlichen Hof zu machen, daher die allerhöchste Ungnade! Der Herzog schickte ihn schleunigst auf Reisen, das heißt in die Verbannung, es drohte ein unheilbares Zerwürfniß in der fürstlichen Familie — und das Alles um dieser Baleska Blum willen."

"Nun, hülich genug ist sie, daß auch ein Prinz ihrerwegen einen dummen Streich machen kann," erlaubte sich Haller zu bemerken, aber diese unpassende Aeußerung zog ihm eine Rüge seines Vorgesetzten zu.

"Haller, ich zweifle nicht an Ihrer Loyalität, aber ich bit mir aus, daß Sie Ihre Ausdrücke geziemender wählen. Man spricht nicht von 'dummen Streichen', wenn von einem Mitgliede des Fürstenhauses die Rede ist. Uebrigens war diese Position des Prinzen sehr vorübergehend, er ist selbstverständlich zur Bestimmung gekommen und wird sich dem Befehl des Herzogs fügen, seine Vermählung mit der Prinzessin Marie ist beschlossene Sache."

"Und Fräulein Blum?"

"Nun, sie wird natürlich den fürstlichen Berehrer sehr ungenügend verloren haben, übrigens soll sie sich in der ganzen Angelegenheit sehr taktvoll benommen haben, so heißt es wenigstens, aber ich traue dieser jungen Dame mit ihrer gefährlichen Schönheit nicht, mir ist sie verdächtig, sehr verdächtig. Zuerst verdirbt sie einen

Feinden des regierenden Hauses in ihre Rehe zu ziehen, und als ihr dies nicht gelingt, taucht sie unvorsichtlich hier in Seefeld auf, gerade hier, wo das Attentat gegen das Regentenhaus gesponnen wird. Ich ahne da einen geheimnißvollen Zusammenhang — die Sache kann sich fürchtbar enthüllen.“

„Gott steh' uns bei! Sie glauben doch nicht, daß sie selbst die Attentäterin ist?“ rief Haller entsetzt.

„Ich glaube nichts, ich kombinire nur. Man hat Beispiele in der neueren Geschichte — haarsträubende Beispiele! Blicken Sie nur nach Rußland hinüber! Jedenfalls werde ich mit aller Energie oberviren.“

Und damit trat Herr Sebald gleichfalls an den Gartenzaun und begann das Pfarrhaus zu beobachten, als habe er die Gabe, durch geschlossene Thüren und Fenster hindurch zu sehen.

Er konnte sich jedoch nicht lange dieser Beschäftigung hingeben, denn jetzt kam ein zweiter Wagen von der anderen Seite her, wo die Straße am See entlang führte, ein leichtes offenes Gefährt, in dem sich nur ein einzelner Herr befand. Der Wagen hielt vor dem Gasthause und der Reisende stieg aus; es war ein noch ziemlich junger Mann, der trotz seiner Civilkleidung in Haltung und Aussehen den Soldaten nicht verleugnen konnte, aber entschieden den vornehmeren Ständen angehörte. Er streifte mit einem raschen, scharfen Blicke die beiden Fremden, lehnte ihnen dann aber gleichgültig den Rücken und verlangte in kurzer, befehlender Art ein Zimmer von dem herantretenden Wirth, dem er gleich darauf in das obere Stockwerk folgte, wo die Gastzimmer lagen.

Stamm war er verschwunden, so richtete sich Sebald, der beim Herannahen des Wagens seinen Platz unter dem Apfelbaume wieder eingenommen hatte, empor und sagte halb laut, aber mit Nachdruck: „Haller — der Mensch ist verdächtig.“

„Ja, Herr Sebald, aber vornehm. Das ist kein Pferdehändler, in dem reißt auch nicht für Roggen und Spiritus.“

„Um so schlimmer — um so besser, wollte ich sagen, denn die Sache fängt jetzt endlich an, sich zu entwickeln. Gehen Sie auf Ihren Posten und bringen Sie mir so bald als möglich Nachricht.“

Der Untergebene gehorchte, er hatte regelmäßig bei der Ankunft von Fremden den Wirth anzusprechen, was ihm auch bei der Redseligkeit desselben ohne große Mühe gelang. Als angeleglicher Diener durfte er eher Neugier zeigen, als sein Chef, bei dem jede Erkundigung aufgefalle wäre. Auch jetzt entledigte er sich seines Auftrages zur Zufriedenheit und lehnte nach kaum zehn Minuten mit dem Rapport zurück.

„Nun?“ fragte Sebald gespannt. „Was ist mit dem Fremden? Woher kommt er? Wohin geht er? Was will er hier? Berichten Sie!“

„Er hat sich vorläufig ein Zimmer geben lassen.“

„Das ist unverdächtig — nun weiter.“

„Dann hat er nach einem andern Herrn gefragt, mit dem er hier zusammentreffen will und den er hier zu finden glaubte.“

„Das ist sehr verdächtig! Jedenfalls ein Helfershelfer! Und dann?“

„Zuletzt hat er sich nach dem Pfarrhause erkundigt und die Absicht ausgesprochen, dem Herrn Pfarver einen Besuch zu machen.“

Sebald fuhr vom Stuhle auf mit triumphirender Miene.

„Haller — ich glaube, wir haben ihn!“

„Den Attentäter?“

„Wenigstens einen von der Bande, denn hier handelt es sich zweifellos um eine ganze Verbrecherbande. Es kann unmöglich Zufall sein, daß ein einfacher Dorfpfarver in ein und derselben Stunde zwei so räthselhafte Besuche empfängt. Vielleicht ist er ein blindes Werkzeug der Verschwörer, dem man die Augen öffnen muß, vielleicht auch nicht, jedenfalls findet im Pfarrhause eine verdächtige Zusammenkunft statt. Haller — ich sage Ihnen, wir werden einen großen Fang thun!“

„Ja, und dann nehmen wir sie alleammt beim Kragen!“ erganzte Haller mit großer Befriedigung, indem er seinem voranschreitenden Chef in das Haus folgte. —

Es war inzwischen Mittag geworden, auf der Fluth des Sees stimmerte es wie von tausend leuchtenden Funken, und heiße Sonnengluth lag auf den Bergen ringsum, sogar in den Wäldern, welche die Höhenzüge bedeckten, machte sich die Schwüle der Mittagsstunde geltend.

Unter dem schattigen Laubbache schritten zwei Wanderer dahin, sie verfolgten einen schmalen Waldpfad, der in ziemlich steiler Windung bergabwärts führte und nur bisweilen, wenn die Bäume sich lichteteten, einen Blick auf den See gewährte, der noch in ziemlicher Tiefe lag.

Die beiden jungen Männer mochten in dem gleichen Alter stehen, am Ende der Zwanzig. Der Eine, eine kräftige Gestalt, mit einem hübschen, unendlich gutmüthigen, aber ziemlich einfältigen Gesicht, trug einen eleganten Touristenanzug, schien aber sehr erchit und ermüdet zu sein. Er trocknete sich wiederholt mit dem Taschentuche die Stirn und sagte ärgerlich:

„Dieser verwünschte Wald! Eine volle Stunde bin ich darin umher geirrt, ohne Weg und Steg zu finden. Gott sei Dank, daß ich wenigstens einen Menschen fand, der sich meiner annimmt und mich zurechtweist. Der Kufak hole diese grüne Wildniß, die noch immer kein Ende nehmen will!“

Der Gefährte lächelte. Es war eine hochgewachsene Erscheinung, mit blondem Haar und Bart und einem Antlitze, das freilich nicht so hübsch wie das seines Begleiters, aber dafür um so anziehender war. Trotz seiner Jugend zeigte es feste, männlich ernste Züge, und Haltung und Sprache machten den gleichen Eindruck.

„Die grüne Wildniß ist trotzdem sehr romantisch,“ erwiderte er, mit einem Blick auf den sonnendurchleuchteten Wald, der in träumender Mittagsstille ruhte.

„Ja, aber man verläßt sich in dieser Romantik, man arbeitet sich durch die Gebüße, stolpert über Baumwurzeln und kommt dabei immer weiter ab vom Ziele. Nennen Sie das etwa ein Vergnügen? Hätte ich nur die Fahrstraße verfolgt, dann wäre ich jetzt längst in Seefeld, aber ich scheute die Sonnengluth, und der Kutscher behauptete, daß der Waldweg viel näher und angenehmer sei. Er hat natürlich geschlafen, was ich allerdings auch that, und da passirte dann das Unglück. Wir lagen plötzlich im Graben sammt dem Wagen, der ein Rad gebrochen hatte, während wir mit dem bloßen Schrecken davon kamen.“

„Es war jedenfalls eine Nachlässigkeit des Kutschers. Waren Sie allein mit ihm?“

„Ja, ich habe meinen Diener bei diesem Ausfluge nicht mitgenommen. Dabei fällt mir ein, daß ich mich Ihnen noch nicht genannt habe: Freiherr Rudo von Below, Majoratsherr auf Waltersberg.“

Er gab diese Erklärung mit einer gewissen Feiertlichkeit und schien beirrend, daß sie so wenig Ehrfurcht erwecke. Der Fremde nahm in der That nicht viel Notiz davon, er neigte nur leicht das Haupt und sagte artig, aber sehr ruhig:

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr von Below. Jedenfalls war es ein Glück, daß der Unfall droben auf der Höhe stattfand, wo die Straße eben hinläuft, bei der Hinabfahrt hätte er verhängnißvoll werden können.“

„Wenn die Geschichte nur nicht gerade heute passirt wäre!“ seufzte der Majoratsherr. „Ein Sturz in den Graben — ein zerbrochener Wagen — Verirren im Walde — das sind Alles schlimme Vorbedeutungen, und die kann ich gerade jetzt nicht brauchen. Ich bin nämlich auf der Brautfahrt!“

„Ah so! Ich gratulire!“

„Ich danke! Das heißt, eigentlich kann ich den Glückwunsch noch nicht annehmen, denn die Sache ist noch keineswegs in Ordnung.“

„Wieso? Stellen sich der Verbindung Hindernisse entgegen?“

„Ja, das größte Hinderniß ist die Braut selbst — sie will mich nämlich nicht.“

Um die Lippen des Reisegefährten zuckte es bei diesem naiven Geständniß wie mühsam unterdrücktes Lachen, aber er bezwang sich und entgegnete ernsthaft:

„Das ist aber ungläublich!“

„Nicht wahr?“ fragte Herr von Below treuherzig. „Und ich lege ihr doch Alles zu Füßen, was ein Mädchenherz nur wünschen kann. Waltersberg ist eine der schönsten Besitzungen, mit Schloß und Park und Waldungen, ich würde meiner Frau keinen Wunsch verlagen, ich würde sogar die Wintermonate mit ihr in der Residenz zubringen, wenn sie sich von ihren gewohnten Umgebungen nicht trennen will.“

„Dann lebt Ihre Auserwählte also in der Residenz? Vermuthlich eine Dame des Hofes?“

Herr von Below gerieth einen Moment lang in Verlegenheit bei dieser mit voller Sicherheit ausgesprochenen Voraussetzung, sagte sich aber schnell und antwortete tapfer: „Nein — eine Künstlerin!“ Jetzt stuzte der junge Fremde und blieb plötzlich stehen. „Eine Künstlerin? Doch nicht etwa vom Hoftheater?“

„Ganz recht. Sie werden sie jedenfalls kennen, da Sie in unserer Residenz bekannt zu sein scheinen. Fräulein Valéska Blum, der Abgott des Publikums, ein Talent ersten Ranges und dabei eins der liebenswürdigsten Mädchen — kurz ein Engel!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Gründung der französischen Kolonie in Berlin.

In den Septembertagen des Jahres 1685 herrschte ungewöhnliche Aufregung in der stillen Gemeinde, welche eine kleine Anzahl in Berlin lebender französischer Protestanten schon seit Jahren gegründet hatte. Die Mitglieder derselben waren zum Theil freiwillig nach Deutschland gekommen, um hier im Dienste des Hofes oder als Gewerbetreibende Unterhalt zu finden, zum Theil hatten sie nothgedrungen vor etwa 15 Jahren ihre Heimath verlassen, um den Verfolgungen zu entgehen, die sie dort um ihres Bekenntnisses willen erleiden mußten. Unter dem gerechten Scepter des protestantischen Fürsten durften sie hier in Ruhe und Frieden ihren Gottesdienst abhalten und ungehindert ihren Beschäftigungen nachgehen. Jetzt aber ergriff bange Sorge ihre Gemüther; vom alten Vaterlande drang schlimme Kunde in ihre neue Heimath. Am 25. September des genannten Jahres saßen die Mitglieder der Gemeinde in erster Berathung beisammen und trugen folgende inhaltschwere Zeilen in ihre Protokolle ein: „Das Konsistorium war heute ausnahmsweise versammelt, um für die Bedürfnisse der armen französischen Flüchtlinge zu sorgen, die täglich in großen Massen ankommen und wahrscheinlich noch zahlreicher werden durch die heftige Verfolgung, der unsre Brüder ausgesetzt sind.“

Was die im Rath Versammelten befürchteten, sollte sich bald bewahrheiten. Denn was ihre Glaubensbrüder einst in blutigen Kämpfen errungen: die dürftige Anerkennung ihrer Menschenrechte, welche in dem Edikte von Nantes den gesetzgeberischen Ausdruck gefunden hatte, war rettungslos verloren. Wieder einmal schritt die Macht vor dem Rechte in der Weltgeschichte, und ein Geheiß, das Hunderttausende schützen sollte, hatte in den Augen der Stärkeren nur die Bedeutung eines vergilbten Pergamentstreifens. Als die Mitglieder der damaligen Berliner Gemeinde Frankreich verlassen hatten, waren die Bedrückungen, mit denen man den Nachkommen der Hugenotten das Leben schwer machen wollte, noch recht kleinlicher Art. Es waren lauter Chikanen, die damals der Stärkere ins Werk setzte. Man verbot den Reformirten, ihre Psalmen zu singen, sowohl in ihren Werkstätten als auch vor den Thüren ihrer Häuser. Ja, ihr Gesang mußte selbst in der Kirche verstummen, wenn eine Procession vorüberging; ihre Beerdigungen durften nur bei Tagesanbruch oder spät am Abend stattfinden, und nie mehr als zehn Personen sollten das Leichengefolge bilden. Ihre Hochzeiten durften nur in den durch das Römische Kirchenrecht festgesetzten Zeiten abgehalten werden, und der Hochzeitszug sollte nur aus zwölf Personen bestehen.

Durch diese Vorschriften, auf deren Handhabung streng geachtet wurde, konnten jedoch nur die Schwächsten eingeschüchtert werden. Darum stieg bald das Maß der Verfolgung, bis diese endlich zu einer wahren Heßjagd ausartete. Wo das Wort des Priesters die Keßer nicht zu bekehren vermochte, wo das Geld zur Verleugnung des Glaubens keine rechte Lockung abgab, dorthin wurde als letztes Mittel die rohe Soldateska der damaligen Zeiten geschickt. Und das half schon mehr, die Dragoner Ludwig's XIV. brachen bei Tausenden und aber Tausenden den Widerstand; denn

sie wußten in kürzester Zeit Haus und Hof zu Grunde zu richten, sie schleppten die bei ihrem Glauben beharrenden Männer ins Gefängniß, eskortirten die Frauen ins Kloster. Diesen schauerlichen Spuren des religiösen Fanatismus folgten gemeine Leiden: schaften und niedrige Löhne. Schrieb doch am 21. September

1681 eine der berühmtesten Damen Frankreichs, Frau von Maintenon, an ihren Bruder, der soeben eine Gratifikation von 800 000 Livres erhalten hatte: „Lieber Bruder, ich bitte Dich, wende dieses erhaltene Geld nützlich an. In Poitou kann man jetzt Land für nichts haben; die Verzeigerung der Hugenotten wird bald zwei Drittel der Provinz zum Verkauf bringen. Du kannst Dir daher mit Leichtigkeit ein gar schönes Besitzthum in Poitou erwerben.“*

Während die Sieger also die Beute theilten, flohen Scharen der Bedrückten in die benachbarten Länder, und viele lenkten ihre Schritte nach der Hauptstadt des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, von dessen edler Gesinnung ihre in der Mark weilenden Genossen ihnen schon früher berichtet hatten. Aber die Meisten von ihnen hatten nur das nackte Leben gerettet, und die kleine französische Gemeinde in Berlin sah sich bald der nöthigsten Hilfsmittel entböhrt. In dieser Bedrängniß beschloß das französische Konsistorium in Berlin am 25. September 1685, dem Kurfürsten ein Gesuch zu unterbreiten, in welchem dasselbe die Noth der Gemeinde darlegte und unterthänigst um Ueberweisung von leer stehenden Wohnungen an die Flüchtlinge bat. Schon in wenigen Tagen, am 1. Oktober 1685, erfolgte eine gnädige Antwort, in der mehr bewilligt wurde, als das Gesuch forderte. Friedrich Wilhelm



Kostüm einer Réfugié-Dame.

ertheilte dem französischen Konsistorium die Erlaubniß zu einer Hauskollekte und erließ gleichzeitig an das deutsche Konsistorium den Befehl, die Geistlichen der Mark aufzufordern, von den Kanzeln herab ihren Gemeinden das große Elend der ihres Glaubens wegen Vertriebenen zu schildern und sie zur Mithätigkeit zu ermahnen. Er selbst gab 2000 Thaler zur Berliner Hauskollekte.

Während in dieser menschenfreundlichen Weise ein deutscher Fürst für das Wohl der französischen Flüchtlinge sorgte, beschloß Ludwig XIV. den Federzug zu führen, der allein genügte, ewige Schande an seinen Namen zu fetten. Das vergilbte Pergament, das den Namen eines seiner königlichen Vorgänger trug, war ihm dem Hüter des Rechts, im Wege; es vertrug sich nicht mit der rechtlosen Zuständen, die in Frankreich herrschten, und so unterzeichnete er am 18. Oktober 1685 den Widerruf des Ediktes von Nantes.

Der Pöbel verstand es, das königliche Wort in praktische That zu übersetzen, und noch an demselben Tage wurde die

* Vergl. die hochinteressante Festschrift: „Geschichte der französischen Kolonie in Brandenburg-Preußen“. Von Dr. Ed. Muret. In derselben ist auch eine ganzseitige Reproduktion des Kostüms einer Réfugié-Dame (Ludwig XIV.) enthalten, das wir in verkleinertem Format unsern Lesern vorführen. Das Originalkostüm befindet sich im königlichen Nationalmuseum zu München und ist Eigenthum des Prof. Dr. Paul von Nath in München.

Sie in
Blum,
dabei

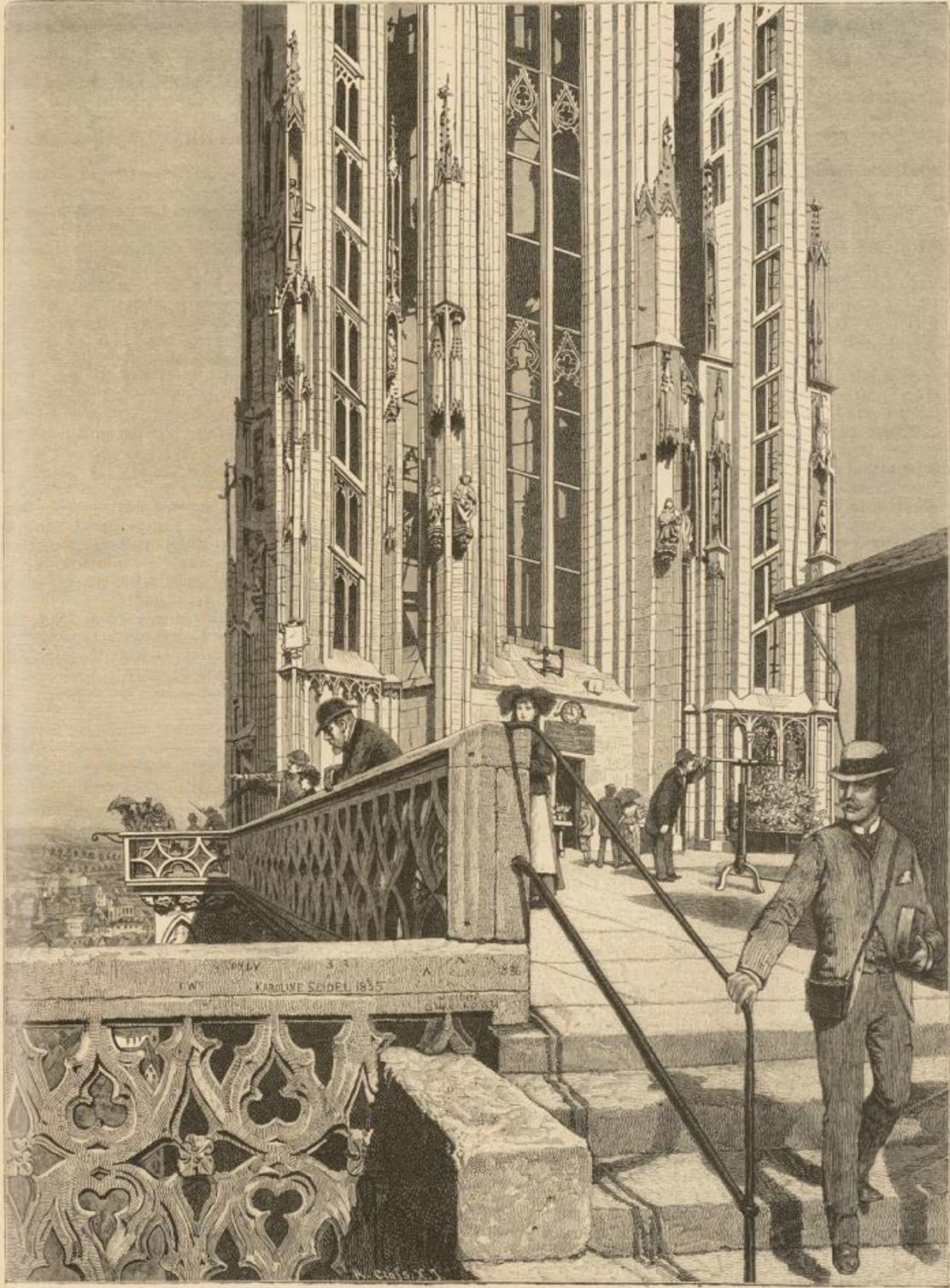
de zu
ränner
hauer
Leiden
tember
Frank
ihren
m von
Lieber
dieses
Beiten
haben;
wid
Ber
er mit
thum

Beute
ingten
viele
stadt
edrich
nung
nossen
Aber
x das
keine
h sich
tloßt.
das
n am
ürsten
elchem
yegte
von
licht
agen,
ädige
unde,
helm
einer
orium
den
ihres
Mid-
rtiner

stischer
schloß
ewige
ment,
ihm,
den
inter-
von

stische
die

ischen
en in
Stadt
ihren.
nchen



Auf der Plattform des Straßburger Münsters.
Originalzeichnung von Adolf Schlager.

reformirte Kirche zu Charenton niedergeissen. Nun waren die Hugenotten rechtlos, vogelfrei.

Die Ausübung des reformirten Kultus ward in ganz Frankreich untersagt und der Privatgottesdienst bei Todesstrafe und Güterkonfiskation verboten. Alle nicht von katholischen Geistlichen eingeseigneten Ehen wurden für nichtig erklärt und die Kinder aus solchen gewalttham in die Klöster gebracht. Dazu kam die harte Bestimmung, nach welcher die reformirten Prediger binnen 14 Tagen das Land verlassen, oder zwischen Bekehrung und Galeerenstrafe wählen sollten, das Auswandern der Protestanten selbst war aber bei lebenslänglicher Galeerenstrafe und Güterkonfiskation verboten. Den jedes Rechtsschutzes beraubten Unglücklichen blieb nur die Wahl zwischen Unterwerfung, heimlicher gefahrvoller Flucht bei Zurücklassung ihres ganzen Besitzes, oder Verfolgung und Tod. Die Grenzen, Meeresküsten und Häfen wurden auf das Schärfste bewacht, man zwang die Landleute, ihre Arbeit mit Häscherdiensten zu vertauschen; mit Hunden wurden die Flüchtlinge gehebt. Das grausame Geschäft der Verfolgung wurde um so lieber betrieben, als für jeden Fang bei der Keperjagd eine Belohnung ausgesetzt war. Tausende und aber Tausende opferten ihr Leben auf dem Schaffot, in den Galeeren oder dumpfen Gefängnissen, wenn sie nicht als edles Wild an der Grenze niedergeschossen worden waren — ein Schrei der Entrüstung ging durch das ganze protestantische Europa.

Aber das Unrecht sollte nicht leichten Kaufes triumphiren, es sollte bestrahlt werden vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte, durch eine That, die weit hinausleuchtet über Menschenalter und Jahrhunderte. Wenige Tage nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes erschien am 29. Oktober 1685 ein anderes, das Edikt von Potsdam, durch welches der große Kurfürst den bedrängten Glaubensgenossen gastfrei seine Staaten öffnete.

Im Hinblick auf die mangelhaften Kommunikationsmittel jener Zeit erscheint es wunderbar, mit welcher Schnelligkeit dieser kurfürstliche Erlass in ganz Europa bekannt wurde. Trotz aller Verbote und der von gegnerischer Seite ausgehenden Behauptung, das Potsdamer Edikt sei eine Fälschung, wurde es hauptsächlich von der Schweiz aus in vielen tausend gedruckt und geschriebenen Exemplaren durch Frankreich verbreitet, und von den Verfolgten zweifelte Niemand an seiner Echtheit.

Zur Kennzeichnung des Geistes, von welchem das Potsdamer Edikt befehl ist, möge die Einleitung zu demselben hier Platz finden.

„Wir Friedrich Wilhelm,“ heißt es darin, „thun kund und zu wissen, nachdem die harten Verfolgungen und rigorosen proceduren, womit man eine zeitlang in dem Königreich Frankreich wider Unsere der Evangelisch-reformirten Religion zugethane Glaubens-Genossen verfahren, viel Familien veranlaßt, ihren Stab zu verlassen, und aus selbigem Königreich in andere Lände sich zu begeben, daß wir dammenther aus gerechten Mitleiden, welches wir mit solchen Unsern, wegen des heiligen Evangelii und dessen reiner Lehre angefochtenen und bedrängten Glaubensgenossen billig haben müssen, bewogen werden, vermittelst von Uns eigenhändig unterschriebenen Edikts demselben eine sichere und freye retraite in alle unsere Lände und Provinzen in Gnaden zu offeriren, und ihnen daheneben kund zu thun, was für Gerechtigkeiten, Freyheiten und Praerogativen Wir ihnen zu concediren gnädigst gesonnen seyen, umb dadurch die große Noth und Trübsal womit es dem Allerhöchsten nach seinem allein weisen unerforschlichen Rath gefallen, einen so ansehnlichen Theil seiner Kirche heimszusuchen, auf einige Weise zu subleviren und erträglicher zu machen.“

Die „Gerechtigkeiten, Freyheiten und Praerogativen“, welche den Fremdlingen geboten wurden, waren so ungewöhnliche und reiche, daß die Brandenburger theilweise mit Reid und Mißgunst auf die französischen Einwanderer blickten, indeß hatte der edle Kurfürst in dem Edikt angeordnet, daß den Glaubensgenossen „Französischer Nation nicht das geringste Uebel, Unrecht oder Verdruß zugesügt, sondern vielmehr im Gegentheil alle Hilfe, Freundschaft, Liebes und Gutes erwiesen werden solle.“

In Frankfurt am Main, Amsterdam und Hamburg waren auf Anordnung Friedrich Wilhelm's allgemeine Sammelplätze eingerichtet, von wo man die Flüchtlinge weiter dirigirte. An der brandenburgischen Grenze wurden sie von besonders dazu ernannten Kommissaren in Empfang genommen und mit Allem versehen, was sie bis an den Ort ihrer künftigen Niederlassung bedurften. Sie erhielten „wüste Plätze“ mit allen dazu gehörigen Gärten, Wiesen, Aedern und Weiden, „ruinirte Häuser“ und „Holz, Kalk und andere Materialien zur Reparirung“ und eine sechsjährige Befreiung von allen „Auslagen, Einquartierungen und andern oneribus publicis“. Es war ein glücklicher Gedanke

des großen Kurfürsten, die 20 000 in Brandenburg eingewanderte Franzosen nicht einzeln im Lande ansiedeln zu lassen, sondern sie zu Kolonien zu vereinigen; so entstanden deren in Königsberg in Preußen, Magdeburg, Brandenburg, Halle, Prenzlow, Frankfurt an der Oder, Stendal, Cleve und Wesel.

Berlin bildete den Sammel- und Durchzugspunkt aller diese Unglücklichen, und oft drohte in Anbetracht der großen Bedürfnisse der Wohlthätigkeitsstiftung zu erlahmen, stets aber wurde er von Neuem angefaßt durch die edle Gesinnung, mit welcher der große Kurfürst Trost und Hilfe zu spenden wußte. Als ein Herr von Grumbow dem Herrscher gegenüber die gänzliche Erschöpfung der Mittel und die Unmöglichkeit, neu angelommene Refugiés Hilfe zu gewähren, betonte, soll Friedrich Wilhelm die denkwürdigen Worte gesprochen haben: „Nun, dann möge man lieber mein Silberzeug verkaufen, ehe man diese armen Leute ohne Unterstützung läßt.“

Unter dem Schutze eines so hochberzigen Fürsten wuchs die kleine französische Gemeinde zu jener französischen Kolonie in Berlin heran, die alle ihre gleichnamigen Schwestern bald an Bedeutung übertraf. Friedrich Wilhelm sollte es selbst nicht vermögen sein, die goldenen Früchte dieser Saat zu ernten. Die von ihm Geretteten sollten erst seinen Nachfolgern den schuldigen Dank mit Thaten entrichten.

Welchen Einfluß die französischen Kolonien auf Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie in der durch den Dreißigjährigen Krieg verwüsteten Mark ausgeübt haben, ist durch die Geschichte längst festgestellt. Friedrich der Große sagt in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Sie (die Hugenotten) halfen unsere verödeten Städte wieder bevölkern und verschafften uns die Manufakturen welche uns mangelten“, und in einem Briefe des großen Königs an d'Alembert vom Jahre 1770 heißt es: „Glauben Sie mir über den Widerruf des Ediktes von Nantes anders zu denken als Sie: ich danke Ludwig XIV. sehr dafür und würde seinem Enkel sehr danken, wenn er es ebenso machte.“

Diese Worte des weit hinaussehenden Staatsmannes können wir heute noch durch viele kulturhistorische Züge bekräftigen, in denen sich der gute Einfluß der Eingewanderten wieder spiegelt. Die damaligen Refugiés sind keineswegs mit den französischen Emigranten auf gleiche Stufe zu stellen, die nach dem Sturze des bourbonischen Thrones hundert Jahre später Deutschland überflutheten. Diese waren von der Verderbniß des Pariser Hofes und der Sittenfäulniß der höheren Klassen angekränkt, jene aber ernste Männer, die um ihrer Ueberzeugung willen Noth und Leid im Leben, dabei aber Zucht und Sitte im Herzen trugen.

Die Herren und Damen aus besseren Familien, die lange noch ihre eigenartige Tracht beibehielten, waren gern am Hofe und in der vornehmen Gesellschaft gesehen und nahmen bald hohe Stellungen ein, während die Handwerker und Landbauer an vielen Orten neue Industrien, Gemüsezucht u. ins Leben riefen.

Die französische Lieblingsspeise, die Suppe, war damals in der Mark, wo man stets Bier trank, so gut wie unbekannt; die Refugiés haben ihr unter den Berlinern das Bürgerrecht verschafft. Sie führten auch das Weißbrot, das oft noch Franzbrot genannt wird, ein, und lange Zeit waren die kleinen Würste (saucisses, Saucischen) beliebt, die ein Refugié Beaconnier fabricirte, während die Blutwürste zuerst „Französische Würste“ hießen. Die alte Dame Foucaut konnte sich später rühmen, die Hofstafel unter drei Regierungen mit frischen französischen Leberwürsten versorgt zu haben. Die französischen Kolonisten gründeten auch ein früher in Berlin unbekanntes Gewerbe, Speisewirtschaften, in denen stets verschiedene Braten, Geflügel und Wildpret fertig gehalten wurden, und wirkten reformirend auf die noch im Argen darniederliegenden Gasthöfe ein, indem sie z. B. zur Gründung des seiner Zeit berühmten Hôtels „Die Stadt Paris“ in der Brüderstraße Veranlassung gaben.

Getragen von dem Wohlwollen aller brandenburgischen Fürsten, gefestigt durch unzählbare Bande innerer Zusammengehörigkeit ist die französische Kolonie im Laufe zweier Jahrhunderte zu einem kräftigen mächtigen Baume herangewachsen, dessen Aeste und Zweige wegen der stattgefundenen Vermischung der Nationalitäten zwar nicht mehr den ausgeprägten ursprünglichen Typus zeigen, der aber noch lebenskräftig genug ist, viele Generationen in seinen Schatten zu nehmen.

Ueber die aus dem Schoße der Kolonie hervorgegangenen Wohlthätigkeitsanstalten ließe sich eine besondere Geschichte schreiben, wir begnügen uns nur mit dem Hinweis auf die wichtigsten der jetzt bestehenden elf Anstalten, die einerseits der Erhaltung der Rasse, zum größten Theil aber der Fürsorge für die Armen aller Lebensstufen, vom Säugling bis zum Greise, dienen. Auf dem umfangreichen Terrain, Große Friedrichstraße Nr. 129, erhebt sich inmitten herrlicher, von uralten Bäumen bestandener Gärten das im Jahre 1878 vollständig neugebaute Hospital, an dessen Eingangspforte die Statuen des Großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen prangen.

Das Hospital ist schon vor 1687 gegründet und verdankt seine wesentliche Förderung der Kurfürstin Dorothea, Gemahlin des Großen Kurfürsten, es bietet alten, schwachen und kranken Personen lebenslänglich ein freundliches Heim. Zu nennen ist ferner: das Pensionat, eine seit 1857 bestehende Anstalt, in welcher ältere Damen aus besseren Ständen (augenblicklich beträgt die Zahl 40) gegen Entrichtung eines Eintrittsgeldes Aufnahme bis an ihr Lebensende finden.

Unweit des Hospitals, ebenfalls in idyllischer, fast ländlicher Umgebung, erhebt sich fern vom Geräusch der Großstadt, das

Hospiz. Diese Erziehungsanstalt vereinigt seit 1844 in sich das Waisenhaus (eröffnet 1725), Ecole de charité (eröffnet 1745) und das Kinderhospital; in diesen drei Instituten haben bis zur Gegenwart etwa 2500 Kinder, vom Säuglingsalter bis zum 16. Lebensjahre Unterricht und Erziehung erhalten.

Getrennt den alten Traditionen, wird in diesen Anstalten die französische Sprache besonders gepflegt, indeß weht durch die ganze Kolonie ein von reinem Patriotismus getragener echt deutscher Geist, der in Dankbarkeit für das preussische Königshaus das Vaterland der alten Réfugiés längst vergessen hat.

Jetzt werden noch zwei Jahrhunderten an demselben Tage, an welchem das Edikt von Potsdam erlassen wurde, die Nachkommen der Flüchtlinge zu einer Festfeier zusammentreten, der auch das gesammte deutsche Volk mit emster Theilnahme folgen wird. Denn unvergesslich bleiben stets die Tage, an welchen der Geist der Nächstenliebe und der Duldung die Wunden heilte, welche der Haß geschlagen. Leuchtende Marksteine des Fortschrittes sind sie für Jeden, der mit forschenden Augen zurück in die Nacht der vergangenen Jahrhunderte, und in den Jahrbüchern der Weltgeschichte gelten sie als hohe Festtage der Menschheit und Triumpftage des Lichts. G. Schubert.

Blätter und Blüthen.

Die besten Leistungen im Schwimmen. Vor einigen Wochen durchschwamm Herr Jos. Frey aus Landsberg am Lech bei heftigem Nordostwinde und starken Wellengängen des Ammersee in zwei Stunden und einer Minute. Mehrere Journale des In- und Auslandes haben Berichte über diese Schwimmtour veröffentlicht, und einzelne derselben haben sie als eine geradezu phänomenale bezeichnet. Nun lehrt eine reiche Erfahrung, daß derartige, nicht von sachverständiger Seite ausgehende Journalberichte mit großer Vorsicht anzunehmen sind, da dem Laienangehörigen nicht auch solche Leistungen als außerordentliche erscheinen, die nicht erstens an bereits früher gebotene hinanreichen. Wir wären wohl nicht in die Lage gekommen, uns mit der genannten Schwimmtour zu beschäftigen, wenn wir nicht zahlreiche Zuschriften aus unserem Vaterlande erhalten hätten, die, Herrn Frey's Leistung besprechend, uns gleichzeitig aufforderten, auch über die besten bekannten Schwimmleistungen in derselben Weise authentische Aufschlüsse zu geben, wie wir das in Nr. 36 der „Gartenlaube“ mit Rücksicht auf verschiedene ableitliche Heilungen gethan haben. Diefem Wunsche wollen wir nun gern, soweit wir es vermögen, entsprechen.

Man kann von Schwimmsport nicht sprechen, ohne des Kapitäns Webb, eines der phänomenalsten Schwimmer aller Zeiten, zu gedenken. Er wurde in England im Jahre 1848 geboren und bot im Juli 1875 seine erste sensationelle Leistung. Er schwam in der Themse 20 englische Meilen in 4 Stunden, 52 Minuten und 44 Sekunden. Ein noch weitans hervorragenderer Stüd brachte er wenige Wochen darauf zu Wege. Am 23. August 1875 um ein Uhr Nachmittags sprang er von dem Admiralty-Kolo zu Dover in die See, um von England nach Frankreich zu schwimmen. Die ungeheure Aufgabe wurde von ihm gelöst, allerdings mit Anstrengung und unter Aufbietung all seiner seelischen und körperlichen Kräfte. Am 26. August um 10 Uhr 41 Minuten Vormittags betrat er französischen Boden. Er hatte den Kanal in einem Zuge durchschwommen; 40 engl. Meilen in 21 Stunden und 41 Minuten! Im Jahre 1879 siegte Kapitän Webb in einem Sechs-Tage-Schwimmen gegen seine beiden Gegner Willie Bedwith und George Fearn. Bei täglich vierzehnstündiger Arbeit brachte er damals in sechs Tagen 74 Meilen hinter sich. Doch nun beginnt sein Stern auch schon zu sinken. Bei einem zweiten Sechs-Tage-Schwimmen ein Jahr später besiegte ihn Willie Bedwith, der bei einer Arbeitszeit von zehn Stunden täglich in diesem Match 94 Meilen überdachte. Zwar gelang es Webb noch einmal, am 11. Juni 1881, über diesen gewaltigen Gegner in einem Versuchswimmen über 16 Meilen zu triumphieren, aber es war sein letzter Sieg. Ein drittes Sechs-Tage-Schwimmen in demselben Monate gegen denselben Gegner endete unglücklich für Webb. Noch einmal setzte er alle Kraft ein, um diesen Konkurrenten gegenüber aufzukommen. Am 30. April 1883 sollte ein Kampf auf 20 Meilen zwischen Beiden ausgetragen werden. Bedwith siegte leicht, Kapitän Webb stieg völlig erschöpft aus dem Wasser und warf Blut aus. Es schien, als sei nun seine Kraft für immer gebrochen durch die ungedulden Anstrengungen der Kämpfe und namentlich der Drainirung. Was die letztere zu bedeuten hat, mag man daraus ersehen, daß Webb für gewöhnlich 80 Kilo wog, daß er aber im Training für die Konkurrenzen von Körpergewicht auf 78 Kilo zu reduciren pflegte. Webb erholt sich bald wieder so weit, um nun an ein geradezu wahnwitziges Unternehmen wagen zu können. Er proponirte, „die Stromschnellen unterhalb des großen Niagarafalles hinabzuschwimmen, an den weiter unten befindlichen Wirbeln vorbeizukommen und dann an einer beliebigen Stelle des mächtigen Stromes wieder ans Land zu steigen.“

Mehrere amerikanische Eisenbahngesellschaften, die durch die Zulieferung dieses Schaupieles viel Geld zu verdienen hofften, hatten ihm einen Preis von 10 000 Dollars für die Lösung dieser Aufgabe angesetzt. Im letzten Augenblicke regte sich zwar auch bei diesen Direktoren das Gewissen, und sie wollten Webb bewegen, daß er von dem Versuche abstehe, allein dieser

standte sich in seiner Ehre engagirt und bestand darauf, daß er das Wagniß nicht veruchen wolle. Am 24. Juli 1883 Nachmittags 4 Uhr, im Beisein einer vieltausendköpfigen Zuschauermenge, ward das furchtbar verwegene Spiel begonnen. Mit übermenschlicher Anstrengung kämpfte Webb gegen das wüthende Element, das ihn in fünf Minuten genau 1 1/2 Meile weit warf. Da gerieth er in einen Wirbel, der ihn wie mit eisernen Klammern festhielt. Mit der Kraft der Verzweiflung suchte er sich der tödlichen Umarmung zu entwinden — vergeblich! Der Wirbel gab ihn nicht frei, der Mann war verterren.

Nachdem wir so der Leistungen Kapitän Webb's gedacht, können wir daran gehen, die hervorragendsten bisher bekannten Records (beste Leistungen) im Schwimmen zu verzeichnen, und es sei vorher nur noch bemerkt, daß wir lediglich die in stehendem Wasser erzielten Records anführen. Es sind zwar auch solche festgesetzt, die mit der Strömung oder mit der Fluth erzielt worden sind, allein da diese bei der großen Verschiedenheit in der Stärke der Strömungen und selbst der Fluthbewegung doch immer nur von relativer Bedeutung sein können und eine absolute Beurtheilung nicht zulassen, wollen wir auf sie lieber gar nicht eingehen. 100 Ellen = 91,4 Meter legte B. Cole in Serpentine, Hyde Park, London, am 29. Juli 1872 in 1 Min. 15 Sec. zurück; 1/2 Meile = 804 1/2 Meter D. Answorth im Welsh Harp Lake zu Hendon, am 14. Juli 1883 in 14 Min. 23 1/2 Sec.; 1 Meile = 1609 Meter J. F. Collier im Hollingworth See, am 23. August 1884 in 28 Min. 19 1/2 Sec. (der Rivale Webb's, W. Bedwith, brachzte für dieselbe Strecke 29 Min. 59 1/2 Sec.); 2 Meilen = 3218 Meter im Royal Aquarium zu Westminster 1883 W. Bedwith in 54 Min. 39 Sec.; 3 Meilen = 4827 Meter A. B. Douglas am 24. Juni 1876 im Flat Rock Dam zu Philadelphia in 1 St. 53 Min. 30 Sec.

An der letztgenannten Leistung läßt sich der von dem eingangs erwähnten Herrn Frey erzielte Record am besten messen. Wie uns brieflich mitgetheilt wird, beträgt die von ihm zurückgelegte Strecke 4000 Meter. Sicher ist auch seine Leistung eine ganz anerkanntswürdige, und es mag vielleicht unter hundert vorzüglichen Schwimmern kaum einen oder zwei geben, die sie ihm nachmachen werden, aber sie steht doch noch sehr beträchtlich hinter den bekannten besten Records.

Manchmal gefällt es der öffentlichen Meinung, mit irgend einer Leistung viel Aufsehens zu machen, während sie viel hervorragendere unbeachtet läßt. Wie ist nicht Fritz Kaperuid als Schnellläufer gerühmt worden, sogar sein Bildniß ist von illustrierten Journalen gedruckt worden, und doch kann weder seine Schnelligkeit, noch seine Ausdauer neben der von geschulten und trainirten Läufern überhaupt nur in Betracht kommen. — Zum Schluß nur noch eine Bemerkung: die berühmte Schwimmpartie Lord Byron's über den Hellespont, von der einige Briefschreiber aus unserem Vaterlande mit so tiefem Respekt sprechen, ist längst überholt und von gar keiner sportlichen Bedeutung. B. G.

Auf der Plattform des Straßburger Münsters. Mit Illustration S. 677. Langsam, aber stetig vollzieht sich gegenwärtig die nationale Wiedereroberung des wiedergewonnenen Elsaß-Lothringens, und Straßburg wird wie einst zu einer Burg des deutschen Geistes. Darum begrüßt man so freudig jede Nachricht von den Kundgebungen deutscher Wissenschaft in der Hauptstadt des Reichslandes, welche mit vollem Rechte im Volksmunde „die wunder schöne“ genannt wird. Erst vor kurzem tagten in ihren Mauern die aus allen deutschen Gauen zusammen gesendeten Naturforscher und Aerzte. Mancher von ihnen wird wohl in Bewunderung gestanden haben vor dem Schönen, was die Schöne aufzuweisen hat, vor dem herrlichen „steinernen Epos“, des Meisters Erwin von Steinbach, vor dem Straßburger Münster. Und Viele haben sich die Mühe nicht verdrüben lassen, über 300 Stufen zur 66 Meter hohen Plattform des Münsters emporzusteigen, und sahen sich durch das, was es so hoch da oben zu schauen giebt, reichlich für ihre Anstrengung belohnt.

Vor Allem wird hier der Blick gefesselt durch die architektonischen Schönheiten des schlanke aufsteigenden, die Plattform um 76 Meter überragenden Thurmes. Welch ein Geist spricht aus diesen wunderbaren Konstruktiven und Gliederungen der Kieselsteinerbogen wie der überaus reichen Ornamente, welche, bis ins kleinste Detail fein ausgearbeitet, stets wechseln, so daß keines dem andern vollständig gleich! Welche schöpferische Erfindungskraft gehörte dazu, alle diese Verbindungen von Säulen, Pfeilern, Stab- und Maßwerkeln zu erfinden, alle diese wunderbaren Verschlingungen und Lösungen der Ornamente, insbesondere an der prachtvollen Pyramide, anzudeuten!

Dat man sich aber sattgesehen an dem Wunderwerke, so lasse man die Blicke schweifen über die tief unten liegende alterthümliche Stadt mit ihren gekrümmten, engen Straßen und über die Mauern und Wälle der weit hinausgeschobenen Festungswerke auf das herrliche, von dem schimmernden Rheinstrom durchzogene Thal mit seinen grünen Wiesen und fruchtbaren Feldern, seinen gewerbreichen Städten und blühenden Dörfern. Man schaue hin nach dem im Süden mitten in diesem Thale isolirt aufsteigenden Kaiserstuhlgebirge und der das linke Ufer des Stromes begleitenden schöngeformten Vogesenkette mit ihren hin und wieder durch eine Ruine, ein Schloß, ein Kirchlein geschmückten malerischen Kuppen. Man sehe endlich nach dem jenseits des Rheines das Thal begrenzenden Schwarzwalde, der fast in seiner ganzen Länge von Basel bis zu den Thälern der Dos und Murg sichtbar die gewaltigen Gipfel des Feldberg, des Welden und des Kandell zeigt, ferner den schönbewaldeten Staufenberg mit seinem gleichnamigen Schloß, die fahle Hornsgründe und den Knibis, und endlich im nördlichen Theile des Gebirgszugs den unsern der Heimath des Meisters Erwin, bei Steinbach gelegenen Yberg mit den Trümmern der Burg, den Kremerberg und den hinter Baden-Baden emporsteigenden Gipfel des Mercuriusberges.

Es ist ein entzückendes Landschaftsbild, das hier dem Auge sich darbietet, und das Schönste daran ist, daß alles Land, was man überblickt, Ueber hundert Jahre sind verstrichen, seit der junge Wolfgang Goethe zum ersten Male (4. April 1770) diese Plattform betrat und mit Entzücken „die ansehnliche Stadt, die weit umherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen vor sich sah“. Damals war das Elsaß ein Theil des französischen Reichs, ein „Halbfranzösisch“, wie sich Goethe ausdrückt. Heute ist alles Land, was man von der Plattform des Straßburger Münsters überblickt, deutsch. Und daß es deutsch bleiben wird, dafür bietet eine sichere Bürgschaft die „neue Nacht am Rhein“, die starke Festung Straßburg selbst, das dahinter stehende geeinigste Deutschland und sein Volk in Waffen.

Ein Tänzerchen. (Mit Illustration auf S. 669.) Nicht bloß im sonnigen Thüringen, auch in anderen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes können wir es sehen, wie wenig Vorbereitungen zu solch einem Tanze nötig sind. Ein Geiger, ein Flötenspieler, Einer, der die Trompete zu blasen oder mit der Handharmonika umzugehen weiß, ist leicht und an jedem Orte zur Hand; und etliche Burtschen und Dirnen finden sich gleichfalls überall zusammen. Weiter ist aber nichts vornehm. Der erste Ton der Geige oder welches Instrumentes immer — und wie ein Rud geht es durch die Reihen, wie auf Kommando erschallen die Gesichter noch einmal so hell, heben sich allgoleich die Füße in Bewegung. Feht's an Burtschen, so tanzen die Mädchen unter sich; sind die ersteren zu lustlich, zu schwächern, gehen ihnen die letzteren mit ermunterndem Beispiel voran. So auch auf unserem Bilde. Der Frohsinn lacht den beiden Tänzerinnen, welche den Reigen eröffnen, aus den Augen; daneben der Schall. Ob's aber hilft, ob sie sich jetzt ein Herz fassen, diese zaghaften Burtschen? Freilich, ein Paar kommt bereits, andere werden folgen.

Die amüthigen Gestalten unseres Bildes — ihre engere Heimath ist die Gegend zwischen Jafelsberg und Eisenach — gehören ihrer Kleidung nach in den Anfang dieses Jahrhunderts; was thut's? Die Zeiten gingen, die Namen wechselten, auch die Trachten wurden andere; Waldesgrün und Sonnenschein, Jugend und Frohsinn aber blieben dieselben. — 16.

„Von Mutter.“ (Mit Illustration S. 673.) Eine Scene aus dem Kriegsleben des vorigen Jahrhunderts ist es, die uns der Maler hier im Bilde vorführt. Zwei Reiterkente aus des großen Friedrich's Heer, eben ins Quartier gerückt, haben Federhut, Mantel und Ballasch abgelegt, zum Zeichen der Weisergreifung auch schon das Bildniß ihres lönglichen Feldherrn an die Wand genagelt und machen sich's nun bequem. Der Eine hat sich ein Pfeischen angezündet und auf einen Stuhl niedergelassen; die Beine weit abgestreckt, die Ellbogen aufgestützt, beobachtet er neugierig das Thun des Kameraden, der auf dem Tische am Fenster seine Nabeligkeiten auspuckt. Er bringt ein ansehnliches Päckchen, sorgfältig in zahllose Papierumschläge gewickelt, zum Vorschein, und wie er die schüßenden Hüllen eine nach der andern abschält, entpuppt sich ein fetter geräucherter Schinken, den er mit dem freudigen Ausrufe: „Von Mutter!“ dem Genossen hinhält. Man sieht es seinem lachenden Gesichte wohl an, daß ihn die mütterliche Vorlesung ebenso rührt, wie überrrascht.

Der Andere aber hat bei dem Anblicke die Pfeife aus dem Munde genommen, sein Kopf richtet sich sichtlich in die Höhe, zärtlich schlan hängt sein Blick an dem fastigen Gegenstande und aus den unter dem schwarzen Schmuerebarte hervorblühenden Zähnen redet ein gesunder Appetit. Der hat vielleicht keine Mutter mehr, oder mindestens keine, die in der Lage ist, ihn mit solchen Vorkerben zu regaliren. Aber das thut nichts, unter Quartierkameraden wird redlich getheilt, und wenn wir den Ge-

danke des Malers weiter ausspinnen, so sehen wir bald den Klein Tisch vom Fenster abgerückt und von dem Schinken nur noch das Skelet Mit den Füssen aber, die ihm entströmen, ziehen Einmürrungen aus dem fernem Heimath durch's Gemach, und die beiden Krieger, die am Tisch sitzen, erzählen sich alte Geschichten von Freund und Weibchen und, bei der Veranlassung nicht mehr als billig, hauptsächlich „von Mutter“.

„Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu,“ und auch unserm Jahrhundert hat sich dieselbe Scene schon oft abgespielt; in den letzten großen Krieg mitgemacht: erinnert er sich nicht mit Mühen manches ähnlichen Päckchens, das ihm die Feldpost „von Mutter“ gebracht? Gerade jetzt aber, wo unsere Truppen im Raubder dra Krieg im Frieden spielen, zeigt wohl manche niedrige Bauernstut Kostüm abgehende, dasselbe Bild. Wir wünschen von Herzen gut Appetit, an dem's sicher nicht fehlt heute, wie damals.

Die Schulanatorien. Schon seit Jahren haben Laien, Lehrer und Aerzte für Gründung von Schulanatorien zu wirken gesucht, also für Lehr- und Erziehungsanstalten, die in klimatisch besonders bevorzugten Orten der Jugend nicht bloß Unterricht, sondern vor allen eine individuelle hygienische Erziehung geben. Wenn einige dieser Anstalten eingezogen sind, z. B. die des verstorbenen Dr. Freudenius in St. Blasien, so hat sich andere ausgezeichnet entwickelt, wie z. B. das Fridericianum Davos (Schweiz) und das Schulanatorium in Meran (Tyrol). Das besitzt bereits zahlreiche interne und externe Schüler, die unter Leitung des Dr. Scharfshmidt trefflich erzogen werden. Das Schulanatorium Meran hingegen, welches in den Händen des Dr. P. Kuman liegt, noch eine junge Anstalt, die aber ebenfalls aufs Beste empfohlen werden kann. Wie wir hören, beabsichtigt man auch in Gorborsdorf (Schlesien) ein derartiges Anabendenstional zu gründen. Jedenfalls verdienen solch Erziehungsanstalten die weiteste Verbreitung, sowohl durch Gründung neuer, als durch Entpfehlung der schon bestehenden.

Das Zwingli-Denkmal in Zürich. Die Stadt Zürich und mit das ganze reformirte Schweizerland zählte am 25. August dieses Jahr in ebenso feierlicher als großartiger Weise eine mehr als dreihundertjährige Schuld durch die Enthüllung eines bereits vor fünfzehn Jahren projectirt Ulrich Zwingli-Denkmales. Das Denkmal selbst, die einzige und die Erstgattung Zürichs, erhebt sich dicht am rechten Ufer der Limmat, nicht weit von ihrem Ausflusse aus dem Zürichsee, vor dem Chore der genannten Wasserirche (jetzige Stadtbibliothek) und ist die Schöpfung Bildhauers Heinrich Mattar aus Wien, welcher im Juni 1882 zu seinem Entwürfe unter 41 Preisbewerbern den Sieg davon getragen hat.

Die in Ueberlebensgröße ausgeführte Statue — gegossen in der Gießerei des Herrn Turbain in Wien — stellt den großen Schwärmer als Reformator sowohl der Kirche als auch des politischen Lebens seiner Wirkungsstätte, in der Rechten die Bibel und in der Linken ein Schwert, um so das gewaltige Wirken Zwingli's zu kennzeichnen, welder wir in der „Gartenlaube“ (1883, Nr. 52) bereits ausführlich geschildert haben.

Das Postament des Denkmals ist nach den Angaben des Bildhauers durch die Anstalt von Hergenhahn in Bensheim (Hessen) aus Erz hergestellt worden; es trägt auf seiner Vorderseite den Namen des Reformators und die Angaben seines Geburts- und seines Todesjahres. Das ganze Denkmal erhebt sich auf einer einfach, aber freundlich gelegenen Terrasse, und obwohl der äußere Chor der Wasserirche architektonischer Hintergrund etwas einfach und alterstreu aussieht, so ist er doch der historischen Auffassung des Denkmals zugute, und das ganze Bild, belebt durch freundliches Grün und zur Linken des Weichens begrenzt durch die silbernen Wellen der Limmat, gewährt einen unstatlichen Anblick.

Vermissten-Liste. (Fortsetzung aus Nr. 31.) 11) Wo befindet der Weisgerber Karl Nash aus Halberstadt? Im Jahr 1849 gebort machte er den Krieg in Frankreich unter Prinz Friedrich Karl mit, und im Herbst 1871 entlassen, arbeitete 1877 in einer Weisgerberei zu Othman. Die Fabrik ging ein, Nash wurde btlos. Da ankerte er, er wolle russisch-türkischen Kriegsschauplatz, um bei der russischen Armee Soldat werden. Seit jener Zeit, also 1877, fehlt jede Nachricht über ihn.

12) Von seiner hochbetagten Mutter wird geadt der Seifenmacher Georg Gustav Freytag aus Nürnberg, 47 Jahre alt. Sein letztes Schreiben kam 1875 aus Tomsk in Sibirien. Er meldete, nach Arkanreis zu wollen, um sich dort auf ein Schiff zu begeben.

13) Ernst Töpfer aus Schwarzwalde bei Ohrdruf, 23 Jahre wird von seiner alten, fast erblindeten, völlig mittel- und verdienstlos Mutter, die er im September 1880 verlassen hat, geadt. Sein letzter bekannter Aufenthaltsort ist Schönfeld bei Berleberg, woselbst er im Jahr 1881 in einer Ziegelei gearbeitet hat.

14) Robert Louis Schmidt, geboren zu Lauban 26. April 1856, ging im August 1861 von Schmiedeberg aus nach Brasilien, wo er Donna Franziska eine Stelle als Lehrer fand. Im Jahre 1865 kehrte er, er müsse mit in den Paraguanischen Krieg. Seit jener Zeit hat jede direkte Nachricht von ihm. Ein Herr Leuschner, der mit ihm in Schmiedeberg abgereicht, schrieb, Schmidt sei nach dem Kriege nach gekommen, habe dort ein deutsches Mädchen geheirathet und sich in Kolonie Munnan niedergelassen, wo er von Cigarrenhandel lebe. Der Vater starb 1882; seine alte bekümmerte Mutter möchte dem einzigen So der ein schweres Dasein gehabt, gern noch gute Tage bereiten.

Inhalt: Uatern Birnbaum. Von Th. Fontane (Schluß). S. 668. — „Wer kriegt's?“ Illustration. S. 668. — Aus der schwäbischen Bäcker. Zwei magarische Blätter und Blätter: Die besten Vestungen im Schwimmen. S. 672. — Auf der Plattform des Straßburger Münsters. S. 673. — Ein Tänzerchen. S. 669. — „Von Mutter.“ S. 673. — Die Schulanatorien. — Das Zwingli-Denkmal in Zürich. — Vermissten-Liste. S. 680.